

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

0) 747
 0) 965
 36 553
 18 777.
 50) 808
 72652
 772 308
 777 462
 82 435.
 5 (200)
 50) 780
 32 771
 0 (300)
 0 (150)
 5 (500)
 75 368
 78365
 90 949
 60 421
 2 (150)
 69 241
 0) 655
 37 871
 26 601
 8 (200)
 83561
 52 916
 6 590.
 39 272
 85530
 38 219
 50 266.
 38 403
 40 822
 00) 30
 0) 379
 0) 118
 3 (200)
 53 490
 4 (200)
 33 843
 2 (200)
 55 573
 567 85
 22 985
 0) 405
 0) 200
 0) 608
 0) 131
 53 935
 04 14.
 0) 731
 29 536
 0) 603
 1 698
 0) 765
 0) (300)
 Rinde
 h hat
 (oben)
 Rüd.
 bt, in
 r aber
 neues
 ret.
 ololater
 i Pr-
 t Ber-
 b. J.
 unter
 20
 304]
 r.
 4Zr.
 haben
 n
 chen
 s
 haft.
 t
 tag
 1613
 olati."

Das „Berliner Volksblatt“
 erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für
 Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf.
 Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit Illustr. Beilage 10 Pf.
 (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

Inserionsgebühren
 beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf.
 Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr
 Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-
 Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den
 bisher erschienenen Theil des fesselnden Romans „Ge-
 sucht und gefunden“ gegen Vorzeigung resp. Einsendung
 der Abonnements-Quittung in unserer Expedition,
 Zimmerstraße 44, in einem Separatabzuge gratis und
 franco nachgeliefert. In gleicher Weise werden die
 bisher erschienenen Nummern des „Illustrirten Sonntags-
 blatt“ verabfolgt.

Schutzzoll und Handelsfreiheit.

Unsere Leser wissen, daß wir keine Manchesterleute sind,
 daß wir im Gegentheil dem Staate eine weitgehende Befugnis,
 in die wirtschaftlichen Zustände einzugreifen, ein-
 räumen.
 Mit dem Manchesterthum wird nun irriger
 Weise der „Freihandel“ im Gegensatz zum
 Schutzzoll verwechselt. Diese Verwechslung dürfte
 durch den schlecht gewählten Namen „Freihandel“ noch ge-
 fördert werden. Manchesterthum bedeutet die egoistische
 Privatwirtschaft im Gegensatz zu einer staatlich organi-
 sirten Gesamtwirtschaft, und Handelsfreiheit ist
 das geeignete Wort, um den Gegensatz zum Schutzzoll aus-
 zudrücken.

Besonders scharf hat dies schon Robertus her-
 vorgehoben, der erklärte, daß sehr wohl ein Manchestermann
 ein eifriger Schutzzöllner und ein Sozialist, Staatssozialist
 oder demokratischer Sozialist, ein eifriger Verehrer der
 Handelsfreiheit sein könne. So sei er selbst, Robertus,
 für das Eingreifen des Staates in die herrschende wirt-
 schaftliche Unordnung und dabei doch ein warmer Anhänger
 der Handelsfreiheit, ein Gegner des Schutzzolls. Wir stehen
 im Wesentlichen in dieser Frage auch auf dem Standpunkt
 des großen deutschen Sozialökonom.

Wir haben diese Auseinandersetzung vorausgeschickt, um
 desto scharfer einen Artikel kritisieren zu können, der gegen-
 wärtig in der ganzen konservativen Presse kolportiert wird.
 Konservativ und schutzzöllnerisch ist nämlich jetzt dasselbe,
 ebenso wie vor zehn Jahren konservativ und „freihänd-
 lerisch“ dasselbe war. Genau diejenige Richtung, welche die
 Regierung einschlägt, verfolgt auch die konservative Partei
 ohne jegliche Prüfung.

Umso mehr aber haben deshalb Aeußerungen der kon-
 servativen Presse Werth, weil gewöhnlich in denselben
 die Meinung der Regierung zum Ausdruck ge-
 langt.

Ueber die gegenwärtigen Zustände in England
 hören wir nun Folgendes:
 „Die Segnungen“ des Freihandels lernt der
 englische Arbeiter jetzt in einem Maße kennen, daß ihm
 die Augen übergehen. Das Arbeiterelend nimmt

geradezu schreckenerregende Dimensionen an.
 Einen schwachen Begriff von den grauenhaften Zuständen,
 die in den erwerbsthätigen Klassen des englischen Volkes
 herrschen, erhält man aus einer Mittheilung, welche gegen-
 wärtig die Kunde durch die englischen Blätter macht. In
 Woolwich, der bekannten Arsenalstadt, wurde dieser
 Tage ein Mann wegen Hausbetteins aufgegriffen. Der-
 selbe hatte ganz das Aussehen und Benehmen eines intelli-
 genten und unterrichteten Arbeiters. Und dieser Mann
 hatte nicht weniger denn acht Hundert (englische!)
 Meilen im vergeblichen Suchen nach Be-
 schäftigung zurückgelegt. Mit Hunderten von Leidens-
 gefährten hatte er an den Docks geharrt und gekämpft, um
 auch nur für Stunden Arbeit zu erhalten. Umsonst. Seine
 Füße waren durchgelaufen, und seit vollen acht Wochen
 hatte er keinen Bissen Warmes zu erschwingen vermocht!
 Dabei war er mäßig, nüchtern, solide, arbeitsam und in
 seinen Ansprüchen mehr als bescheiden. Trotzdem zwang
 ihn die bitterste Noth zum Betteln und brachte ihn
 so in Konflikt mit dem Gesetz. Sein Loos wird jetzt in dem
 Freihandelslande Großbritannien von Legionen Nothleidenden
 getheilt. Und angesichts solcher haarsträubender That-
 sachen wagt es bei uns die Böswilligkeit oder Verblendung
 des einseitigsten manchesterlichen Radikalismus, den Arbeitern
 die wirtschaftliche Reformpolitik der Reichsregierung als
 volksfeindlich zu denunzieren und ihnen die total bankrotte
 Freihandelslehre als unfehlbares wirtschaftliches Allheil-
 mittel anzupreisen. Man weiß nicht, was man für schlim-
 mer halten soll: die Frivolität der Apostel des Man-
 chesterthums oder die Gedankenlosigkeit ihrer Nachbeter
 im Volke.

An diesen Auseinandersetzungen sieht man zur Genüge
 die ungemein einseitige Auffassung der ganzen Frage.
 Für das Manchesterthum wird einfach der sogenannte
 „Freihandel“ gesetzt und der Gegensatz mit dem Schutzzoll
 ist fertig.

Die deutschen Schutzzöllner sind aber zugleich Finanz-
 zöllner und Agrarier. Nicht nur soll die deutsche In-
 dustrie durch Schutzzölle aus fremde Waareneinfuhr gehoben,
 auch der Landwirtschaft soll durch Getreidezölle u. s. w.
 eine neue Rente in den Schooß geworfen werden, und der
 Reichsfielus soll zu gleicher Zeit miternten.

Um nun eine solche Schutzzoll- und Finanzpolitik auch
 dem „armen Manne“, der ihm bislang sehr septschig gegen-
 über gestanden hat, plausibel zu machen, deshalb muß die
 nichtsagende Erzählung aus England herhalten.

Ein Arbeiter, ein tüchtiger Arbeiter reist 800
 englische Meilen, ohne Arbeit zu finden — das ist übri-
 gens nichts schlimmeres, als wenn ein deutscher Arbeiter

den Weg von Südbayern nach Schleswig zu Fuß macht,
 ohne Arbeit zu finden.

Und einen solchen, ebenso langen und vergeblichen Weg
 haben im letzten Jahr tausende und aber tausende
 von deutschen Arbeitern machen müssen trotz des
 ausgebildeten Schutzzollsystems, welches wir in Deutschland
 haben! Die Erzählung von dem armen englischen Arbeiter
 beweist somit gar nichts und läßt die Erzähler selbst gewiß
 recht kalt, die das Elend und die Noth im eigenen
 Vaterlande aus hegeirischen und egoistischen Gründen ver-
 schweigen.

Nicht Handelsfreiheit, nicht Schutzzoll können helfen,
 sondern die staatliche Regelung unserer heu-
 tigen wirtschaftlichen Zustände! Nicht der
 Schutzzoll bekämpft das Manchesterthum, sondern ein gesetz-
 lich eingeführter Normalarbeitstag, der die Kräfte
 vermindert, die wilde Konkurrenz beschneidet und eine plan-
 volle Produktion vorbereitet.

Aber Manchesterleute sind sie eben alle
 — die Schutzzöllner so gut, wie die sogenannten
 Freihändler. Sie sind alle, die Konservativen und
 die Liberalen, Anhänger der freien Konkurrenz, der plan-
 losen Privatwirtschaft und der egoistischen Ausnutzung der
 Arbeitskraft Anderer.

Der ganze Unterschied ist der, daß die Konservativen
 für die Herrschaft des immobilen Kapitals, die Liberalen
 für die des mobilen kämpfen.

Den Staat benutzen und unterstützen sie immer da, wo
 sie glauben, daß er ihnen in ihren Herrschaftsgelassen för-
 derlich sein könnte.

Die Arbeiter aber mögen den sämtlichen Manchester-
 leuten, den offenen und versteckten, nicht trauen. Ihnen
 nützt weder Schutzzoll, noch „Freihandel“, ihnen kann nur
 das staatliche Eingreifen in die Produktionsverhältnisse auf
 die Dauer Segen bringen.

Politische Uebersicht.

Schutz den Armen! Durch die Zeitungen geht folgende
 Notiz: „Der Straffenat des Kammergerichts
 entschied in seiner Sitzung vom . . . in der Revisionsinstanz
 im Gegensatz zu der Auffassung der Ober-
 staatsanwaltschaft, daß Gerichtsvollzieher berechtigt
 sind, Personen, bei welchen sie Pfändungen vorzunehmen haben,
 die Kleidungsstücke nach Pfandobjekten zu durchsuchen. Der
 § 678 der Zivilprozessordnung in Verbindung mit dem § 63
 der Dienstausweisung für die Gerichtsvollzieher läßt nach An-
 sicht des Senats keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die
 Befugnis der Gerichtsvollzieher, behufs Durchsührung der
 Zwangsvollstreckung, verschlossene Behältnisse zu öffnen, die
 Befugnisse zur Vornahme derartiger Körperrevisionen ein-“

Blumen nach der andern, schüttelte den Kopf und —
 seine Augenränder rötheten sich. Die Verletzungen, die sie
 erfahren, hatten sein Herz mit verwundet.

Dann begann er die unverfälschten Blumen vorsorglich
 fortzutragen, um sie irgendwo zu bergen, wo sie dem Jorn
 des Gebieters nicht ausgelegt wären. Während er hiermit
 beschäftigt war, hörte er vom Hofe her ein Posthorn. Besuche
 auf Stolzenburg waren zwar nichts Seltenes, in dessen die
 Besuche bestanden nur aus benachbarten Gutsbesitzern,
 welche mit eigenen Equipagen kamen; ein Besuch, der mit
 Extrapost ankam, war jedenfalls ein auffälliger Umstand.
 Er hatte eben den letzten der Töpfe geborgen, da sah er
 den breiten Weg, welcher zur Terrasse führte, zwei
 Männer heraufkommen, deren Aeußeres etwas Fremd-
 artiges hatte.

Der Erste war ein hochgewachsener Mann, mit regel-
 mäßigen, nicht un schönen Zügen. Der lang herabgezogene,
 blonde Backenbart, die Jockeymütze, die elegante Reises-
 kleidung desselben, noch mehr aber die Kostümierung des
 Kragenende hinter dem Herrn herschreitenden Bedienten, in
 dem bis auf die Knöchel herabreichenden Rock, welcher
 über den Arm eine Reisetasche und ein Plaid trug, kenn-
 zeichneten dem englischen Gärtner sofort die Ankömmlinge
 als Landsleute. Der Herr, welcher gravitätisch mit dem
 unveränderlich ernsten Zügen daher schritt, und seine Um-
 gebung kaum eines Blickes würdigte, den selbst die prächtigen
 Stageren der Terrasse gleichgiltig ließen, winkte, als
 er des Gärtners ansichtig wurde, denselben zu sich.

Babby zog wieder seinen Hut, näherte sich dem Frem-
 den und fragte:

„Sie befehlen, mein Herr?“

„Ich höre“, sagte der Fremde, „daß der Herr dieses
 Gutes sich hier im Park befindet. — Wo ist er?“

Er sprach diese Worte mit einem halb gebrochenen
 Deutsch und mit einem so deutlichen englischen Akzent, daß
 der letzte Zweifel in die Landsmannschaft des Fremden
 schwinden mußte. Der Gärtner antwortete daher sofort
 auf englisch:

„Der gnädige Herr, die gnädige Frau und der junge“

er die Gutsherrschaft erblickte, seinen Hut in die Hand und
 näherte sich respektvoll.

„Die Nelken hier sind sehr schön!“ sagte der Baron
 von Wredow. „Ich erinnere mich aber nicht, jemals der-
 gleichen hier gesehen zu haben.“

Babby lächelte.

„Glaub's wohl“, antwortete er, „es ist auch das erste
 Jahr, daß sie hier blühen. . . . Ich sah sie vor zwei
 Jahren in den Treibhäusern des Herrn von Steinberg,
 und da ich mit dem Gärtner dort befreundet bin, erhielt
 ich leicht einige Ableger von diesen seltenen Exemplaren.“

„Aus den Steinberg'schen Treibhäusern?“ rief der
 Baron auffahrend.

„Ja, Herr!“

„Wie können Sie sich unterstehen, Babby, aus den
 Steinberg'schen Treibhäusern Blumen hier anzustellen. —
 Hinweg damit!“

Während hieb er mit seinem Spazierstock in die kost-
 baren Blüten und schleuderte mit dem Fuße den ihm
 nächsten Topf die Stufen hinab.

„Ein für alle Mal, Babby, ich will nichts sehen,
 was mit den Steinberg's irgend jemals Beziehung ge-
 habt hat.“

„Eberhard“, sagte seine Frau mit sanftem Vorwurfe,
 „erfreuen Dich die schönen Blumen deshalb weniger, weil
 sie in dem Garten eines Mannes gewachsen sind, den Du
 hassest?“

„Schweig!“ herrschte er sie in barschem Tone an.
 „Soll etwa Herr von Steinberg den Triumph haben, mich
 in Gartenkultur zu übertreffen, und mich verhöhnen, wie er
 mich mit meinen veralteten Anschauungen verhöhnt?“

Die Baronin schüttelte traurig den Kopf, und schwei-
 gend gingen die Drei wieder nebeneinander.

Feuilleton.

Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Duz.

(Fortsetzung.)

Dswald bemerkte, daß sich sein Vater immer mehr in
 Hitze redete, daß seine Stirn sich vor Jorn röthete, und
 seine Aufregung sich in lebhaften und energischen Gesten
 kundgab. Um ihn auf eine Bahn ruhigerer Betrachtungen
 zu lenken, blieb er stehen und betrachtete die Blumenan-
 lagen der Terrasse, welche sie soeben herabgingen. Die
 Baronin durchschaute seine Absicht und unterstützte ihn be-
 reitwillig.

„Nicht wahr, Dswald“, sagte sie, „es giebt im ganzen
 Lande nichts Schöneres als den Park von Stolzenburg?“

„Ich wenigstens kenne nichts Schöneres“, gab Dswald
 zu. Nicht allein die Anlagen im Großen und Ganzen,
 sondern auch im Einzelnen verdient jede Parthe, ja jede
 Blume Bewunderung. So sah ich zum Beispiel Nelken
 von solcher Größe und Schönheit, wie die hier neben der
 Terrasse, noch niemals!“

Wredow hatte bei sich selbst bisher den Gedanken be-
 harrlich verfolgt, der vorhin unterbrochen war, und sich
 schweigend verhalten. In dessen sein großes Interesse für
 Gartenkultur lenkte seine Aufmerksamkeit ab von jenem
 Gegenstande.

Auch er betrachtete die Nelken, von denen sein Sohn
 soeben gesprochen, und zwar mit nicht geringem Erstaunen.

„In der That“, rief er, „diese Nelken sind prächtig!
 Ich erinnere mich nicht, sie hier im Garten oder in den
 Treibhäusern je bemerkt zu haben.“

Es war eine Reihe sehr schöner, großer gefüllter
 Nelken von verschiedenen Farben, welche hier aufgestellt
 waren.

„Rechtwüdig“, sagte der Baron, „woher nur Babby
 diese Nelken hat?“

„Wir können ihn sogleich fragen“, sagte die Baronin;
 „dort kommt er.“

Der Gärtner, von welchem die Rede war, nahm, als

schlekt." — Diese Entscheidung ist, wenn sie vom Oberstaatsanwalt anerkannt wird, von großer Bedeutung; sie giebt dem Gerichtsvollzieher das Recht, die auszuführende Person auf der Straße, resp. an irgend einem Orte, zum Zweck der Durchsuchung anzuhalten, was einer Eistellung resp. Verhaftung sprechend ähnlich sieht. Die sich hieraus voraussichtlich entwickelnden unliebsamen Szenen, sowie die Fragen, in welcher Weise der Gerichtsvollzieher die Durchsuchung der Frauen vornehmen soll, und ob nicht dadurch weibliche Gerichtsvollzieher notwendig werden, wollen wir heute nicht weiter berühren, der Hinweis möge genügen. Aber eins können wir nicht unterlassen, nämlich die Frage, ob eine solche Befugnis zum Schutze des Gläubigers in unserer Zeit noch notwendig ist. Wir müssen das entschieden verneinen. — Unserer Ansicht nach hat die Gesetzgebung heute mehr denn je Ursache, dafür einzutreten, daß dem Verurtheilten nicht das letzte Stück, die letzten Erinnerungen an eine vielleicht bessere Zeit, genommen werden. Es hat in allen Kreisen der Bevölkerung angenehm berührt, als der Minister des Innern die notwendige Nähmaschine als nichtstöndbar bezeichnete, aber so notwendig wie die Nähmaschine, sind auch in den meisten Fällen die Sachen, welche auf dem Leibe getragen werden, resp. sich in den Kleidern befinden. Man sage uns nicht, der Schuldner könne die werthvolle Gegenstände bei sich tragen; damit läßt sich unserer Ansicht nach eine derartig weit gehende Verfügung noch nicht gehörig begründen. Denn selbst wenn das hier und da vorkommt, so wird man wohl noch andere Mittel und Wege zu finden wissen, um die betreffenden Gegenstände zu erlangen. An ihrer Verarmung haben viele brave Menschen keine Schuld, viele, sagen wir die Meisten, verdienen Mitleid und keine Strafe. Als eine Art Strafe, als eine Herabsetzung gegenüber ihren Nebenmenschen könnte sich aber unter Umständen eine Verhaftung und die damit verbundene Durchsuchung gestalten, und wir wollen daher annehmen, daß es noch gelingt, die beregte Entscheidung umzugestalten, um dadurch die harten Konsequenzen zum Nachtheil unserer ärmeren Mitbürger zu verhüten.

Zum preussischen Staatshaushalts-Etat wird offiziell geschrieben: Wenn die Störung in dem Gleichgewicht des preussischen Staatshaushalts, welche übrigens Dank den eigenen Einnahmen Preußens erheblich geringer ist, als sie nach der Verschlechterung der finanziellen Beziehungen zum Reiche sich berechnen würde, nicht von einer Verschlechterung der Einnahmequellen des Staates, bezw. der wirtschaftlichen Lage des Landes, sondern lediglich von der unzureichenden Entwicklung der eigenen Einnahmen des Reiches herrührt, so liegt in der finanziellen Lage für eine weise Finanzverwaltung zwar Anlaß zur Vorsicht, aber kein Anlaß, die Anforderungen für produktive wirtschaftliche Zwecke in unzumessiger Weise zu beschränken. Der preussische Finanzminister hat daher, wie die „A. B. N.“ zu melden wissen, selbst die Initiative ergriffen, daß Forderungen der bezeichneten Art, welche, wie die für Anforstung von Oedländerreien, die Fonds zur Gewährung von Darlehen für Drainage u. s. w., bei den kommissarischen Staatsberathungen gestrichen waren, wieder aufgenommen und in den Etat eingestellt worden sind.

Zur Kongo-Konferenz. In der jüngsten Kommissions-Sitzung der Bevollmächtigten zur Afrikanischen Konferenz, zu welcher auch Delegirte zugesogen waren, wurde zur Vorlage für die Konferenz ein Entwurf zu einer Erklärung bezüglich des Sklavenhandels im Kongogebiete festgestellt.

Die Ausweisung des Italiener Girment, wird von der „Nord. Allg. Ztg.“ mit dem Hinweis zu rechtfertigen gesucht, daß die von ihm unter der Unterschrift Menenio geschriebenen Berliner Briefe, „von Gift und Galle gegen Deutschland strotzende und von den größten Injurien gegen hochgeachtete Staatsdiener angefüllte literarische Erzeugnisse“ seien. Hierzu bemerkt die „Voss. Ztg.“: Wir kennen die in Frage stehenden Briefe nicht und können daher nicht beurtheilen, wie weit diese Behauptung berechtigt ist. Darauf kommt es aber nach unserer Anschauung sehr wenig an, denn selbst wenn dieselbe in solchem Umfange zutrifft, können wir darin keine genügende Begründung für die Ausweisung Girment's sehen. Die letztere erscheint uns als die ganz zweck- und erfolglose Behältigung eines Polizeiregiments, welches zwar gesetzlich nicht anfechtbar ist, aber den vorgeschrittenen Anschauungen unserer Zeit nicht mehr entspricht und, abgesehen natürlich von Rußland, von keinem anderen europäischen Großstaate mehr getribt wird. Das ganze Verfahren ist inhaltlich ein rein willkürliches, da es keine Grenze giebt, bis zu welcher dem ausländischen Journalisten ein freies Urtheil über deutsche politische Verhältnisse — richtig wohl über die Akte der deutschen Regierung, denn ein abfälliges Urtheil in der ausländischen Presse über die Opposition kann bekanntlich der besonderen liebevollen Aufmerksamkeit seitens der Regierungspresse sicher sein — freigestellt wäre, ohne daß er in Gefahr geräth, sich „lässig“ zu machen und der politischen Maßregelung zu verfallen. Das Ausland denkt freier in dieser Beziehung und darum ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ein derartiger Schritt, wie die Ausweisung eines fremden Korrespondenten, und die Sympathien des Auslandes weit mehr entzweien wird.

Herr Baron haben sich soeben nach dem Pavillon begeben, wo dieselben das Frühstück einnehmen werden.“
„Ah, Sie sind Engländer?“ rief der Fremde jetzt in seiner Muttersprache; „das freut mich. — Wer sind Sie?“
„Der Obergärtner hier im Park! antwortete Paddy bescheiden.“
„Es soll ein sehr schöner Park sein?“ fragte der Fremde.
„Es ist nichts bei der Anlage gefehlt, Sir! — Da Sie vom Schlosse auf dem Hauptwege herankommen, so haben Sie den schönsten Theil des Parks ja bereits gesehen. Sie sind an der Muschelgrotte vorübergekommen, an den Bassins, an dem Amorettenplatz, an dem Belvedere . . .“
„D, nichts da!“ unterbrach ihn der Fremde. „Ich habe nicht darnach gesehen. — Zeigen Sie mir den Weg nach dem Pavillon und fragen Sie Ihren Herrn, ob er geneigt ist, mich zu empfangen.“
„Sehr gern, Sir!“
Gravitätisch ging der Fremde dem voranschreitenden Gärtner nach, und steif folgte ihm in respektvoller Entfernung sein Diener, der eben so wenig wie sein Herr den Schönheiten des Parks irgend eine Aufmerksamkeit erwies. Der Gärtner meldete den Besuch dem im Vorzimmer harrenden Diener, während der Fremde sich auf eine Bank des Blumenplatzes vor dem Pavillon niedersezte. Nach kurzer Zeit kam der Gärtner zurück, aber nicht allein; Baron Wredow folgte ihm. Der Fremde erhob sich, ging ihm mit seiner ruhigen Gelassenheit und steifen Würde entgegen und fragte:
„Ich habe das Vergnügen, Herrn Baron von Wredow zu sprechen?“
„Der bin ich, mein Herr!“ antwortete dieser mit ein wenig stolzer Zurückhaltung.
„Freut mich sehr, Sir.“ fuhr der Engländer fort. „Mein Name ist Kilmore, Lord von Kilmore, Grafschaft Ulgin.“
Der Baron zog die Brauen hoch empor.
„Ah, angenehm.“ sagte er, seine steife aristokratische

als dies die ungünstigsten Vertheile desselben zu Wege bringen könnten.“

Noch einmal die St. Lucia-Bay. Die in der Presse verbreiteten Nachrichten über Erwerbungen des Herrn Wädery an der St. Lucia-Bay — so wird offiziell geschrieben — entbehren bisher jeder Bestätigung durch amtliche Berichte. Zur Gültigkeit einer solchen Erwerbung und zur Uebertragung von Hoheitsrechten würde übrigens ein Vertrag mit den eingeborenen Häuptlingen nicht genügen; ein solcher würde der Zustimmung der Boerens-Republik bedürfen, welche das Protektorat über das Zulu-Land übt. Außerdem wäre das Verhältniß der Letzteren zu England in Rechnung zu ziehen, welches sich ein Besitzungsrecht für die von der Republik abzuschließenden Verträge vorbehalten hat. — Aus der offiziellen Notiz geht unzweideutig hervor, daß der Herr Wädery nicht auf das deutsche Protektorat für sein angeblich erworbenes Land rechnen kann. Damit dürften denn auch die augenscheinlich mit England in Aussicht stehenden Verwickelungen besetztigt sein. — Einiges Licht über diese Angelegenheit verbreitet noch folgender Bericht, welchen die „Times“ aus der Gegend der St. Lucia-Bay, von dem Sekretär des Vereins zum Schutze der Uringeborenen, Mr. F. W. Chesson erhielt. Derselbe lautet:

„Die überraschende Meldung verdient im gegenwärtigen Augenblick sorgfältige Aufmerksamkeit. Ihr Korrespondent sagt, Herr Einwald's Brief sei vom 15. November datirt. Werthwärtig genug enthalten die „Times of Natal“ vom 29. November einen Brief aus derselben Feder und unter gleichem Datum (15. November) und es muß hervorgehoben werden, daß in dieser Mittheilung keine Gebietsabtretung in St. Lucia-Bay oder anderwärts erwähnt wird. Er sagt nur, daß er beim Empfang der Nachricht, Dinizulu befinde sich in Emugati, sich mit seinem Gesahit dorthin begab und den König mit einem — Musikkasten, einem Sessel und „vielen anderen nützlichen Gegenständen“ beschenkte. Auch fügt er hinzu, daß er eine Unterredung mit Ndabuso, einem Bruder Ketschwano's, der nach dem Ableben des Letzteren als Vormund Dinizulu's fungirte, gehabt habe. Aber Herr Einwald erwähnt Nichts davon, daß in Emugati irgend ein wichtiges Geschäft besprochen wurde, und sind wir daher gegenwärtig ohne Mittel, um die Natur der angeblich stattgefundenen Transaktion zu beurtheilen. Aber im Interesse der Zulus nicht weniger, als in dem Englands, wünsche ich die öffentliche Aufmerksamkeit auf gewisse Umstände zu lenken. Dinizulu ist ein Jüngling von siebenzehn oder achtzehn Jahren, der durchaus keine Erfahrung in Regierungsangelegenheiten hat; aber selbst wenn er großjährig wäre, würde er nach Zulu-Gebrauchen nicht die Macht besitzen, irgend einen Theil des Landes ohne die Zustimmung der hervorragenden Häuptlinge zu veräußern. Ich weiß zufällig, daß Ummamama, der seit einer langen Reihe von Jahren der erste Rathgeber der Zulusönige gewesen ist, sich an der angeblichen Abtretung nicht betheilig haben konnte, da er wenige Tage später, nachdem er Schritte gethan hatte, um die Absichten des deutschen Besuchers in Zululand zu erkundigen, gefährlich erkrankte. Rein rein persönliches Abkommen zwischen dem Agenten der Firma Wädery und dem jungen Könige würde irgend welche Gültigkeit in den Augen der Zulus haben, wenn es nicht die Sanction von Ummamama und Mr. William Grant hätte. Ueberdies liegt die St. Lucia-Bay an jenem Theile der Zulusüste, welcher Somfell gehört, einem Häuptling, der stets gegen Ketschwano loyal war, und dem daher weder die Bai, noch das angrenzende Gebiet ohne schreiende Ungerechtigkeit abgenommen werden könnte.“

Ottensen. Auf Grund des Sozialistengesetzes ist laut der „Kreuztg.“ der Schuhmacher Otto Wollschläger ausgewiesen worden. Derselbe hat die Dredre erhalten, innerhalb dreier Tage das Gebiet des kleinen Belagerungszustandes zu verlassen.

Frankreich. Wie verlautet, soll im Frühjahr d. J. in Paris eine internationale Konferenz zur Regelung der ägyptischen Wirren stattfinden. Die meisten Mächte haben, nach den Pariser Zeitungen, ihre Zustimmung schon ertheilt, nur England hat noch nicht zugestimmt. — Die Mutter von Louise Michel ist gestorben und vorgestern begraben worden. Louise Michel erhielt vor einigen Tagen die Erlaubnis, an das Sterbebett ihrer Mutter zu eilen, jedoch wurde ihr verboten, an dem Sterbebett Theil zu nehmen. Der Leiche folgten ungefähr 12 000 Personen, an deren Spitze Henry Rochefort; derselbe sprach auch am Grabe. Die Polizei, welche zuerst die Fahnen und Embleme nicht durchlassen wollte, erhielt schließlich Order, den Zug ruhig passieren zu lassen. — Louise Michel dürfte wohl binnen einigen Tagen begnadigt werden. — Prinz Viktor Napoleon bezieht sich als Konkurrent seines eigenen Vaters, Jerome Napoleon, die Präsidentenrolle mit Würde zu spielen. Er empfängt größere Gesellschaften, läßt seine Diener in kostbaren Livreen einhergehen und bildet so um sich einen Hof en miniature. Wahrscheinlich will er sich an den von ihm ersehnten größeren gewöhnen. — Das Budget des Pariser Stadthaushalts beträgt 256 Millionen Francs. Von 1874 bis 1884 sind die Ausgaben der verschiedenen städtischen Verwaltungszweige und

Haltung zu einer freundlichen Miene abändernd, „Ihr Besuch entzückt mich. Wollen Sie die Güte haben, näher zu treten, damit ich Ihnen meine Gemahlin und meinen Sohn vorstellen?“
„Es ist eigentlich nicht notwendig, Sir.“ versetzte der Engländer, dem die plötzliche Freundlichkeit nicht mehr imponirte, als die vorige Zurückhaltung; „aber wenn Sie es wünschen, so bitte ich, mich Ihrer werthen Familie vorzustellen.“
Der Baron führte ihn mit großer Zuverlässigkeit in den Pavillon und stellte ihn seiner nicht wenig erstaunten Familie vor.
„Ich habe nicht geglaubt.“ sagte der Baron von Wredow, „daß ein englischer Reisender es der Mühe werth hält, mein Schloß zu besuchen. Da ich aber sehe, daß es der Fall ist, so verhehle ich nicht, daß mich Ihr Besuch aufrichtig freut. . . . Ohne Zweifel hörten Sie von meinem Garten sprechen und wünschen denselben in Augenschein zu nehmen.“
„D, nein, Sir.“ antwortete der Engländer gelassen, „ich komme, um dieses Schloß und Gut zu kaufen.“
Sprachlos starrten alle Anwesenden den Fremden an. Das Anerbieten kam so plötzlich, so unerwartet und noch dazu von einer Seite, von welcher sie am Allerwenigsten ein solches Anerbieten hätten vermuthen können, daß ihre Ueberraschung wohl begreiflich war.
„Mylord.“ sagte Herr von Wredow sich endlich fassend, „ich beabsichtige nicht, mein Gut zu verkaufen.“
„D, Sie werden es verkaufen, wenn ich Ihnen einen Preis biete, den Ihnen kein Anderer zahlen würde, Herr Baron.“ versetzte der Lord, indem er der Aufforderung des Barons, Platz zu nehmen, mit großer Gelassenheit Folge leistete.
„Ja, kennen Sie denn mein Gut?“
„Nein, Sir!“
„So wissen Sie ohne Zweifel, daß es einen sehr großen Umfang und vorzüglichen Boden hat?“
„Auch davon habe ich noch nichts gehört, Herr Baron?“
„Und trotz dessen wollen Sie es kaufen?“
„Ja!“

Einrichtungen von 88 auf 143 Millionen gliczen; 1867 trugen dieselben erst 75 Millionen. Innerhalb fünfzehn Jahren haben sich dieselben also verdoppelt. Die Steigerung ist sowohl durch die Erhöhung der Gehälter als auch durch die Vermehrung der Stellen und der sachlichen Ausgaben hervorgerufen worden. 1869 zählte die Stadt — nach einer Korrespondenz der „A. B. N.“ — 8000 Beamte, 1884 dagegen 11 000. Die Zahl in der Unterrichtsverwaltung und im Verkehr, von der die besoldeten Personen ist von 831 auf 5400 gestiegen. Damals hatten 11—1200 Ordensleute die städtischen Volksschulen im Bei der Armenverwaltung ist die Zahl der Beamten (das Personal ausgeschlossen) von 13 auf 25, diejenige der behandelten Armen von 10 500 auf 12 750 gestiegen. Für den Volkunterricht wurden 1869 sechs Millionen ausgegeben, jetzt 65 Millionen; außerdem wurden im letzten Jahre 65 Millionen für den Bau von Schulhäusern verausgabt. Die Kosten der Unterhaltung der Straßen sind von 12 $\frac{1}{2}$ auf 21 $\frac{1}{2}$ Millionen gestiegen. Die Armenverwaltung erforderte 18 $\frac{1}{2}$ Millionen Zuschuß, jetzt 21 $\frac{1}{2}$ Millionen. Unter dem Kaiserreich waren 932 Volkspolizisten angestellt, jetzt sind es 1600. Die Ausgaben der Polizeiverwaltung, zu denen die Staatseinkünfte beiträgt, sind um 16 Millionen, von 20 auf 36 Millionen gestiegen. Bei der eigentlichen Stadtverwaltung sind die Ausgaben um 2 Millionen gestiegen. Von den Einnahmen sind die Erträge der städtischen Verzehrentsteuer und der Antheil der Stadt an dem Reingewinn der Gasgesellschaft die stärksten gestiegen. Trotz zeitweiligen Rückgangs bringt die Verzehrentsteuer immer noch 140 Millionen jährlich ein, gegen 100 Millionen vor 1870; der Antheil an dem Reingewinn der Gasgesellschaft ist seit jener Zeit von 8 $\frac{1}{2}$ auf 18 Millionen gestiegen. Trotzdem in Paris das Gas theurer ist als irgend einer Stadt Europas, außerdem von den Gasverbrauchern noch hohe Nebengebühren zu entrichten sind, dasselbe doch im Allgemeinen recht verschwenderisch verbraucht.

Spanien. Der Finanzminister wird den Cortes demnächst Gesetzentwürfe betreffend Reform des Zollreglements, sowie Stadteröffnung von Handelsdepots vorlegen. — Im Senat sind am 2. November wieder aufgenommen worden. Die Opposition hält an der Behauptung fest, daß die Unordnungen keinen politischen Charakter besitzen hätten, wie von der Regierung behauptet werde; der Unterrichtsminister dagegen bleibt bei seiner Ansicht, daß ein politischer Charakter bestehe. Trotzdem die Ferien bereits ihr Ende erreicht haben, ist noch keiner der prominenten Madrider Studenten wieder zum Kolleg erschienen. — Ueber die wiederholt erwähnten spanischen Erwerbungen an der afrikanischen Westküste zwischen Kap Bogador und der Plante giebt die „Agence Fabra“ folgende Aufklärung: „Seit vier Jahrhunderten leben die Eingeborenen dieser Gegenden, welche Araber sind und nie zu Marokko gehört haben, in der besten Einvernehmen mit den spanischen Fischern der kanarischen Inseln. Sehr viele von ihnen sprechen spanisch. Vor vielen Jahren, lange bevor man an die Berliner Konferenz dachte, bildete sich auf den kanarischen Inseln eine spanisch-afrikanische Gesellschaft, um die Fischerei an der Küste Afrikas zu erweitern. Sie verwendete ein großes Kapital auf diese Unternehmung und bewarb sich um die Protektion der spanischen Regierung, welche darauf einen Marine-Offizier abschickte, über den Stand der Fischerei Bericht zu erstatten. Dieser erkannte die Wichtigkeit derselben und konstatierte, daß die Araber die Protektion Spaniens wünschten. Da später am Komptoirs von einer andern Gesellschaft, welche sich „Africanistik“ nannte, gegründet worden waren, beschloß die spanische Regierung auf das wiederholt von den Eingeborenen an die Behörden der kanarischen Inseln gerichtete Vergehen, die so lange gewünschte Protektion zu bewilligen. — Das ist gerade so, als ob die Eingeborenen eine ungeheure Reichtümer nach der spanischen Herrschaft gehabt hätten. So schickte wird es wohl nicht gewesen sein.“

Großbritannien. Das „Institut der nationalen Rettungsboote“ hat soeben seinen Jahresbericht veröffentlicht, welcher einen neuen Beweis für die segensreiche Wirksamkeit dieses Instituts liefert. Einzig auf die freiwilligen Beiträge des Publikums angewiesen, unterhält der Verein eine Flottille von 231 Rettungsbooten, welche an den gefährlichsten Stellen der Küsten des vereinigten Königreichs stationirt sind. Die modernen Boote, welche die Boote zum freiwilligen und unentgeltlich bemannen, und die sich zum Theil dem armen Fischereileute rekrutiren, entziehen im Vorjahre mit weniger als 700 Menschenleben dem sicheren Untergange und brachten außerdem 17 Schiffe, die dem Scheitern nahe waren in Sicherheit. Seit der Gründung des Instituts wurden durch die Rettungsboote 31 343 Personen gerettet. — Es genügt kein gutes Zeichen für das „stolze“ Britenreich, daß ein derartiges Institut der privaten Thätigkeit überläßt die Achtung vor den braven Leuten, welche ihr eigenes Leben riskiren, um das ihrer Mitmenschen zu retten, aber viel segensreicher würde ihr Opfermuth sein, wenn der Staat sich an solche absolut notwendige Einrichtung kümmern würde.

Das Anerbieten gewann durch die Art, in welcher gemacht wurde, einen immer befremdlicheren Anstrich.
„Rein Herr.“ sagte der Baron, „das Gut umfaßt ein Areal von fünftausend Morgen, darunter tausend Morgen Wald und sechshundert Morgen Wiesen, zwei Dörfer, vier Vorwerke, und einen Park von beinahe dreihundert Morgen. . . . Die Anlagen des Parks haben Sie zum Theil gesehen.“
„Ich habe nichts gesehen, mein Herr! Aber was Sie sagen, ist gut.“
„Es hat einen Werth von mindestens einer Million.“
„So werde ich Ihnen zahlen eine und eine halbe Million!“
Der Baron von Wredow schien den Verdacht zu fassen, daß es im Kopf des Fremden nicht recht richtig sei. Er Käufer, welcher ein Gut kaufen will, ohne es zu kennen ohne von seinem Umfang, von seinem Kulturzustande aus nur gehört zu haben und dann die Hälfte mehr bietet, als man fordert, gehört jedenfalls zu den Seltenheiten. Der Gedanke, sein Gut zu verkaufen, hatte ihm anfänglich sehr fern gelegen und auf eine Detailirung hatte er sich hauptsächlich nur eingelassen, um den Fremden von dem Kauf abzuschrecken. Da er aber in einer so auffälligen Weise diese Absicht mißglückt sah, so fragte er erstaunt:
„Mylord, Ihr Gebot überrascht mich. . . . So hoch ist der Werth des Gutes nicht. Verzeihen Sie mir die Frage: Ist es wirklich Ihre Absicht, das Gut zu kaufen und das mir gemachte Gebot ernst gemeint?“
„Wenn Sie wollen, Herr Baron.“ antwortete der Engländer, „so weise ich Ihnen die Hälfte der Kaufsumme sogleich auf ein Berliner Bankhaus an.“
Das Gebot war verlockend, aber die Art, wie es gemacht wurde, beleidigte den Baron.
„Rein Herr.“ sagte er, „ich kann Ihnen in diesem Augenblick noch keine bestimmte Antwort geben. . . . Ich sagte Ihnen von vorhin an, daß ich nicht beabsichtige, mein Gut zu verkaufen, und je mehr ich es mir überlege, desto fester steht bei mir dieser Entschluß.“
„Vater.“ sagte Oswald, „Du sagtest noch vor ein halben Stunde, daß es Dich schmerzen würde, das Gut“

hat zu anderen Dingen, als da sind große Kanonen, Schiffe und so weiter heidenmäßig viel Geld, warum also nicht für die Errettung armer Schiffeleute aus Todesgefahr?

Australien.

Die Gerichte von Brisbane (Kolonie Queensland) haben das Todesurtheil, das gegen die Mörder D'Neil und Williams ausgesprochen worden, in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt. Dieselben gehörten, wie früher mitgeteilt wurde, zum Schooner „Hesperus“ und kreuzten an der Küste von Neu-Guinea, mit dem Gesichte des Menschen-Abfanges beschäftigt. Mehrere Boote mit Eingeborenen näherten sich ihnen, um ihre Artikel (Korallen und Fische) zu verkaufen, und wurden mit Flintenschüssen empfangen, wobei zwei Eingeborene ums Leben kamen, während die Uebrigen als Arbeiter „angeworben“ wurden. Das ist die landestübliche australische Art. Der Regierungs-Agent, der sich auf dem Schiffe befand, sah nichts; auch wurde dem noch unschuldigen Schiffskellner, welcher über den Mord berichtete, bemerkt: „Steward, wenn Du das Geschäft mitmachen willst, mußt Du blind sein und nichts sehen!“ — Nette Gesellschaft! Schliesslich wird es den Nordduben noch gelingen, sich ganzlich frei zu machen.

Kommunales.

Die Tagesordnung für die Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung am Donnerstag, den 8. Januar er., Nachmittags 5 Uhr, ist folgende: Vorlage, betreffend die Verleihung des Ferdinand-Menzel-Stipendiums — Wahl des Vorstehers und des Vorsteher-Stellvertreters — desgl. von drei Beisitzern und drei Stellvertretern derselben — Verlosung der Mitglieder in die Abtheilungen — Beschlußfassung darüber, an welchem Tage und zu welcher Stunde die ordentlichen Sitzungen der Versammlung im Jahre 1885 stattfinden sollen — desgl. über die Neuwahl des Ausschusses für die Wahl der unbesoldeten Gemeindebeamten, des Ausschusses zur Begutachtung der Vorlagen wegen Anstellung bezw. Pensionierung besoldeter Gemeindebeamten und des Ausschusses für Petitionen — desgl. über die etwa sonst noch zu wählenden ständigen Ausschüsse — desgl. in Bezug auf die Aufhebung der Stadtbezirke an die Mitglieder der Versammlung behufs der Ausführung von Arbeiten — desgl. über die Neuwahl derjenigen Ausschüsse, welche im Jahre 1884 zur Vorberatung einzelner Gegenstände ernannt, den ihnen erteilten Auftrag noch nicht erledigt haben — desgl. darüber, welche Gegenstände im laufenden Geschäftsjahre an das Ende der Tagesordnung zu bringen sind — Wahl von zwei Mitgliedern der Versammlung in den Vorstand der städtischen Blindenschule — Vorlage, betreffend die anderweitige Festsetzung des Feuerzweckbeitrages pro 1. Oktober 1883/84 — desgl., betreffend die Festsetzung neuer Bauauschlässe für die Grundstücke Münzstraße 14 bis 18 und Alexanderstraße 55 und 56 — Rechnungssachen — Besuch eines unbesoldeten Gemeindebeamten um Entlassung aus seinem Amte — zwei Unterfertigungssachen.

Die Vergebung der Pflastersteinlieferungen in Berlin. Ueber diese wichtige Frage enthält die „Zeitschrift für Transportwesen und Straßenbau“ einen von Professor E. Dietrich verfaßten längeren Artikel, dem wir Folgendes entnehmen: Die Vergebung der Pflastersteinlieferungen ist bei der Höhe der dazu erforderlichen Geldbeträge eine für die Stadtkassen überaus wichtige Angelegenheit, welche nur mit größter Vorsicht eingeleitet werden sollte. Es muß vollständige Klarheit hinsichtlich der Aufschlags- und Lieferungsbedingungen, sowie hinsichtlich der Zeitpunkte für die Bezahlung der gelieferten Steine herrschen. Das Gegentheil führt zu unnötigen Ausgaben, welche der Stadtkasse erpart werden können.

Die neueren Submissionsausführungen der Stadt Berlin entsprechen nun den andgedeuteten Forderungen so wenig, daß es als erforderlich erscheint, dieselben einer Beleuchtung zu unterwerfen.

Die Ausschreibung schwebt nach ihrem Vorlaute fast vollständig in der Luft. Das Lieferungsobjekt hat einen Werth von nahezu einer Million Mark, wovon jedoch bei Berücksichtigung der höheren Preise für Klasse 1. nur wenig mehr als die Hälfte fest bestellt werden; der Rest kann — obgleich auch seine Anlieferung bis zum 1. April 1885 dringend erwünscht ist — nur dann bezahlt werden, wenn der Etat für das Jahr 1885/86 die dazu nötigen Mittel zur Verfügung stellt.

Gefällt es den Stadtbehörden daher, von einer Abnahme dieser zweiten Hälfte abzusehen, dann kann der Unternehmer diese Steine (im Werte von nahezu einer halben Million Mark) unverzinst bis zum nächsten Jahre stehen lassen, hoffend, daß er sie durch den Ausfall der nächstjährigen Vergebung los zu werden vermag. Rißt er dabei durch, oder beliebt es der Stadtverwaltung, die Abmessungen der Steine abzumessen, wie in den letzten Jahren wiederholt geschehen, zu ändern, dann mag er anderweitig Verwendung für diese Steine suchen.

Auf solche Ungewissheiten hin soll der Bewerber bindende Preise abgeben, und, sofern ihm der Zuschlag erteilt wird, die Anfertigung der sämtlichen Steine veranlassen! Nur derjenige Bewerber wird das thun, der sich in der Lage befindet,

sich fortgesetzt Kenntniß von der finanziellen Lage der Stadtkasse zu verschaffen und danach seine Arbeiten einzurichten, oder der, man möchte sagen, die Würde der Stellung eines gewissenhaften Bauunternehmers bei Seite legend, sich von der Geizigkeit der betreffenden Organe der Stadtverwaltung vollständig abhängig machen will. Ein solcher Unternehmer verzichtet ganz, daß ein Lieferungsvertrag ein zwischen zwei gleichberechtigten Theilen geschlossenes Abkommen ist und daß er die Stellung des Bauunternehmers herabdrückt, wenn er auf solche unsicheren Bedingungen hin Beträge abschließt. Andererseits aber entgehen die Mitglieder einer Verwaltung Verdächtigungen aller Art bezüglich ihres Verhältnisses zu dem Unternehmer nur dadurch, daß die größte Klarheit hinsichtlich der Pflichten und Rechte geschaffen wird.

Als ein den Ausbau der Berliner Straßen verbessernder Mißstand ist auch zu bezeichnen, daß die Lagerplätze der Stadt sich nicht der Zufuhr der Steine entsprechend, theils an den Bahnhöfen, theils am Wasser befinden. Die Konkurrenzfähigkeit der Brücke ist dadurch, je nachdem die Anfuhr zu Wasser oder auf der Eisenbahn erfolgt, eine ungleichartige, der Lieferungspreis wird durch die Anfuhr von der Anfuhrstelle zu den Lagerplätzen vertheuert und die Steine werden durch das mehrfache Auf- und Abladen verschlechtert.

Man kann solcher Mißstimmung in Ansehung vorstehender Verhältnisse eine innere Veredlung nicht abspreechen und steht zu hoffen, daß die in jüngster Zeit aller Orten und auch bei der Berliner Verwaltung angebahnte Umänderung des Submissionswesens, sich auch auf die Art der Vergebung der Pflastersteine erstrecken möge.

Lokales.

z. Vom Alexanderplatz. In Folge der Neuauführung eines Gebäudes an Stelle der ehemaligen Landkrenanstalt am Alexanderplatz, neben dem Terrain für das neue Dienstgebäude des königlichen Polizei-Präsidiums, ist schon jetzt die Flucht der Straße zu erkennen, welche den Alexanderplatz mit der Neuen Friedrichstraße verbinden wird. Seit wie langer Zeit übrigens dieses Projekt der Durchlegung besteht, beweist der eiserne Riadukt der Berliner Stadtbahn, welcher, analog den anderen Ueberführungen über Straßen, sich an dieser Straßenflucht befindet. Mit dem Abbruch des ehemaligen Arbeitshauses wird nun in Kürze begonnen werden können, da die Bewohner desselben zum großen Theil bereits andere Lokalitäten bezogen haben. Mit der Durchlegung der neuen Straße wird auch der südliche Theil der Neuen Friedrichstraße eine stärkere Frequenz aufzuweisen haben, der gegenwärtig, trotzdem er unmittelbar an der sehr verkehrreichen Königstraße liegt, doch sehr wenig belebt ist.

N. Der Wasserstand der Spree, der einer Zeitungsnotiz zufolge bereits zu Beunruhigungen Veranlassung gegeben haben sollte, ist in Folge des eingetretenen Frostwetters wieder gefallen, so daß wenigstens für die nächste Zeit ernstere Befürchtungen nicht am Plage sind. Am Ober-Begei oberhalb der Dammthülen wurden 32,74, am Unten Begei 31,98 Wasserstand gemessen. Der höchste Wasserstand in diesem Winter war bereits am Ober-Begei 32,98, am Unter-Begei 32,18.

r. Miethsteigerungen sind zu Neujahr in sehr umfangreichen Maße von den Herren Hauswirthen vorgenommen worden und zwar, wie das bei neu beginnenden Steigerungsperioden gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, zunächst für kleine und Mittelwohnungen. Besonders im Osten der Stadt scheinen die Hausbesitzer auf den durch den neuen Viehhof herbeigeführten Verlehrs große Hoffnungen zu setzen, hier haben sie sogar in mehreren Fällen das seit der Wohnungsnoth im Jahre 1872 nicht mehr übliche Verfahren wieder angewendet, die Kündigung der Wohnung bedingungsweise vorzunehmen, nämlich nur für den Fall, daß der Mieter die geforderte höhere Miete nicht zahlt, während sich noch bis vor kurzem solche Steigerungen etwas schamhafter, nur bei Gelegenheit von Neuvermietungen vollzogen. Nach den bisher bekannt gewordenen Einzelfällen zu urtheilen, betragen die Steigerungen 10 bis 12, ja bis 15 Prozent des bisherigen Mietbetrages. Söht man die Herren Hauswirthe, so behauptet jeder, daß trotz der neuen Miethsteigerung sich das in seinem Hause angelegte Kapital immer noch sehr schlecht verzinst, und jeder weiß zum Beweise dieser Behauptung die interessantesten Rechenexempel aus allen vier Species aufzustellen, die auch siffermäßig ganz unwiderleglich sind. Der Aufmerksamkeit unserer städtischen Behörden wird sich diese neue Miethsteigerung ja nicht entziehen können, da das Ergebnis der Miethsteuer ja ein entsprechend höheres werden muß. Diese, für die städtischen Finanzen ja sehr erfreuliche Thatsache wird die Behörden hoffentlich nicht hindern, bei Zeiten das Ihrige zu thun, um in den Stadtgegenden, wo die Miethsteuer sich bemerklich macht, die Paulist anzuziehen durch Anlegung und Regulirung der Straßen. Gerade im Osten der Stadt bleibt nach dieser Richtung hin viel zu wünschen übrig.

r. Treibeis in ziemlich kräftigen Schollen machte sich seit einigen auf der Spree bemerkbar. Am Sonnabend haben sich

die Schollen an der Oberbaumbrücke festgesetzt und hier den Wasserverkehr gesperrt. Von der Oberbaumbrücke aufwärts ist die Spree mit Eis bedeckt und der Versuch einiger Schiffer, sich mit ihren Fahrzeugen durchzusehen und das freie Wasser diesseits der Oberbaumbrücke zu erreichen, mißlang. Bei dieser Gelegenheit wurde wieder lebhaft Klage geführt über die bedeutenden Holzvorräthe, welche jenseit der Unterbaumbrücke die Spree bis zur Hälfte ihrer vollen Breite bedecken und so das schnelle Festsetzen des Treibeises verschulden haben, wodurch jetzt der Wasserverkehr gänzlich ins Stocken gerathen ist. Vagieren diese Vorräthe diesseits der Brücke, so würden sie nach dem Urtheil Sachkundiger bei eintretendem Treibeis weit weniger in Betracht kommen, weil dies dann schon an den Brückenpfeilern zerschellen würde. Gegenwärtig versucht man nun, die ebenfalls im Eise festliegenden Floße wieder freizumachen, natürlich zu spät, um dem einmal gestauten Eise wieder freie Bahn zu machen. Einige Tage Dauwetter vermögen hier mehr als zahlreiche Arbeitskräfte. Zweckmäßig aber wäre es doch jedenfalls, die Lagerung des Holzes auf dem Wasser, die so störend auf den Schiffverkehr wirkt, anderweitig zu reguliren. Es kann doch unmöglich gestattet sein, Jahr aus Jahr ein so bedeutende Quantitäten Holz kostenfrei zum Schaden aller Schiffer auf einem großen, öffentlichen und verkehrreichen Wasserlaufe lagern zu lassen.

Ein Montstreprozeß, bei welchem nicht weniger als 26 Angeklagte sich zu verantworten haben werden, wird im Februar d. J. die neugebildete siebente Strafkammer des Landgerichts I beschäftigen. Hauptangeklagter ist der Buchhändler Ladeke, dem in Gemeinschaft mit den übrigen Angeklagten nicht weniger als 1040 Betrugsfälle zur Last gelegt werden. Die Voruntersuchung hat sich beinahe fünf Jahre hingezogen und nach geschlossener Untersuchung die kommissarische Vernehmung von über 80 Zeugen notwendig gemacht. In der Hauptverhandlung, zu welcher vorläufig vier Tage in Aussicht genommen worden, sind nur 50 Zeugen geladen. Die Untersuchungsakten haben im Laufe der Jahre ein Gewicht von einem Viertel Zentner erreicht. Die Betrugsfälle selbst, schreibt die „Ber.-Ztg.“, um welche es sich in diesem Prozeß handelt, haben die Angeklagten dadurch verübt, daß sie unter Verprechung werthvoller Prämien das Publikum zur Abnahme einer großen Anzahl Schauerromane veranlaßt haben.

z. Eine thatkräftige Wirthin hatte der Schumacher-geselle Johannes P., welcher im Hause Ballfadenstr. 63 eine Schlafstelle besaß. P. war von seiner Wirthin aufgefordert worden, seine Schlafstelle zu räumen, und als er dieser Aufforderung nicht Folge leistete, sondern in der Nacht zum Montag dem Verbot zuwider seine Schlafräume betrat, sagte die Wirthin den P., drängte ihn aus dem Zimmer und warf ihn so unglücklich die Treppe hinunter, daß dem P. das Schlüsselbein gedrochen wurde. Dem Verunglückten wurde in der Sanitätskammer in der Blumenstraße die erste Hilfe zu Theil.

Die gerichtliche Untersuchung, welche gegen den kürzlich verhafteten Bankier B. Belet eingeleitet worden ist, wird wegen wiederholter Unterschlagung und betrügerischen Bankrotts geführt. Der mit der Untersuchung betraute Untersuchungsrichter, Herr Landgerichtsrath Baillen, empfängt fortwährend innerhalb der Dienststunden Personen, die den Gefangenen zu sprechen wünschen, um sich nach dem Verbleib der ihm übergebenen Depots zu erkundigen. Allen diesen Personen giebt Belet die lakonische Antwort: „Ich habe nichts mehr, ich kann keinen Pfennig bezahlen.“ Nach dem Verbleib der Gelder befragt, erwidert er jedoch: „Was ich nicht an der Börse verloren, das habe ich verliert und mit dem Erlös die kleinen Gläubiger bezahlt.“ Nach am 27. Dezember hat er Depots von außerhalb erhalten und sofort veräußert. Er ist im vollen Umfange gefänglich und erklärt ganz offen, daß das Geschäft bereits bei Lebzeiten seines Bruders, und zwar schon im Jahre 1881 „pleite“ gewesen, und daß dieser verpflichtet gewesen sei, den Konkurs anzumelden. Seiner, des Häftlings, Ansicht nach sind die kleinen Bankiers so wenig wie er im Stande, von dem Provisiongeschäft zu existiren. Er giebt seine Verluste bei den Börsenspekulationen in der letzten Zeit, der „B.-Ztg.“ zufolge, auf monatlich 50 000, 60 000 und 100 000 M. an. Aus dem Ruin seines Geschäfts scheint er nicht einmal so viel gerettet zu haben, um sich während der Untersuchungsarrestes selbst belästigen zu können; denn er ist die gewöhnliche Gefangenenkost und trägt die Gefangenenwäsche. Beim Sprechen rollen ihm stets die Thränen an den Wangen herab. Außer ihm befinden sich augenblicklich noch drei Bankiers in Noabit im Untersuchungsarrest.

a. Zwei nette Bahnbeamte. Zwei junge Männer mieteten am 1. d. Mts. unter dem Vorgeben, Bahnbeamte zu sein, Schlafstellen bei einer Frau B. in der Teltowerstraße und bezogen auch an demselben Tage die Schlafstellen. Bei Frau B. wohnten außerdem noch der Schlosser L. und der Stadteur Sch., zwei gutstuirte Leute, welche eine sehr gute und vollständige Garderobe besaßen. Die beiden neu hinzugekommenen Bahnbeamten, von denen der eine sich Becker nannte, schickten am 3. d. Mts. ihre Wirthin nebst ihrer Tochter nach ihrer früheren Wohnung, um von da ihren zurückgeliebten Koffer zu holen, und während der Abwesenheit

ron, daß Sie sich weiter bemühen, mir Einsicht zu verschaffen in Ihre Bücher, und daß ich die Baulichkeiten, Felder und so weiter in Augenschein nehme. . . . Ich bin außerdem pressirt und bitte Sie daher, mit mir den Kaufvertrag sofort abzuschließen.“

Der Baron schüttelte mehrmals den Kopf. Das Anerbieten des Lord war verlockend, die Versicherung des neuen Käufers, den Park nicht zu vernachlässigen, sondern ganz besonders kultiviren zu wollen, machte ihm diesen Käufer angenehmer, wie jeden anderen; die Opposition gegen den stillen Wunsch seiner Gemahlin, einmal seinem ältesten Sohne zu verzeihen und ihm das Gut zu übergeben, das Alles bestimmte ihn, in den Verkauf zu willigen.

Andererseits aber ward es ihm unendlich schwer, sich von seinen alten Gewohnheiten zu trennen, die ihm lieb gewordenen Räume zu verlassen, die Stätte, welche ihm die Pietät gegen seine Vorfahren gewissermaßen geheiligt hatte, Fremden in Besitz zu geben.

Schweigend entwarf er mehrere Minuten lang die Gründe für und wider, und während der Lord von Kilmare sich mit der Baronin und ihrem Sohne unterhielt und Letzterer nicht nachließ, bis er ihn in die Muschelgrotte hineingeführt hatte, um ihm die Schönheit derselben zu zeigen, blieb der Baron allein stehen. Da näherte sich ihm Baddy, der Obergärtner.

„Sie wollen Ihr Gut verkaufen, Herr Baron?“ fragte er etwas zudringlicher, als er sonst zu sein pflegte. „Ich hörte, daß der Herr von einem Kaufe sprach.“

„Ich bin noch unentschlossen!“ antwortete der Baron ziemlich verbrieft. „Ich kann mich nicht so leicht trennen, obwohl die Summe, welche der Lord mir bietet, wohl um die Hälfte größer ist, als der Werth meiner Güter.“

„Ha!“ sagte der Gärtner, indem er verschämt lächelte, „ich wußte davon schon früher.“

(Fortsetzung folgt.)

Besitz Fremder zu wissen; und wenn auch das Anerbieten des Lords von Kilmare gewiß etwas Verlockendes hat, so weiß ich doch, daß Du hinterher unzufrieden sein würdest, in den Verkauf gewilligt zu haben. Entschließe Dich daher schon heute zu einem bestimmten ablehnenden Bescheide.“

„Ja, thue das, Eberhard,“ sagte die Baronin hinzu, „verlaufe das Gut nicht. . . Dein Sinn kann sich ändern, Dein ältester Sohn kann zurückkehren und dann. . .“

„Oho, da hinaus willst Du!“ unterbrach sie der Baron. „Nun gerade, um Dir zu beweisen, daß ich meinem ältesten Sohne nie mein Stammgut zu übergeben beabsichtige, daß ich an eine Ausöhnung mit ihm für meine Lebenszeit nicht denke, werde ich im Gegentheil Mylord bitten, mich durch die Gehöfte zu begleiten, um sich von dem Zustand der Baulichkeiten zu überzeugen und um die Wirtschaftsbücher anzusehen, vielleicht auch einen Spazierritt durch die Felder zu machen und in den Wald, wo uns der Förster über den Holz- und Jagdstand Auskunft geben wird.“

Bei Erwähnung des Jagdstandes schien es, als ob die sonst unveränderliche Miene des Engländers sich ein wenig spöttisch verzog; vielleicht verglich er im Geiste das Jagdgebiet von laufend Morgen mit den Jagdgründen des schottischen Hochlandes. Aber nur einen Augenblick nahmen seine Gedanken diese Richtung, dann sagte er zu dem Baron:

„Ist durchaus nicht nötig, Sir! Ich beabsichtige nicht zu feilschen und zu handeln. Ihr Wort, daß das Gut so und so viel werth ist, genügt mir.“

„Eberhard,“ bat die Baronin, indem sie versuchte mit Gründen anderer Art den Sinn ihres Mannes zu ändern, „siehe, der schöne Park, dessen Pflege bis dahin Deine Freude war und Dein Stolz. . . ihn willst Du verkaufen? Würde es Dich nicht, so oft Du daran denkst, betrüben, zu wissen, daß alle diese Herrlichkeiten, welche Du anlegtest, und alle Mühe, welche Du darauf verwendetest, vergebens waren? Seine, in dir ganzen Gegend berühmte Pracht wird verschwinden, denn wohl Niemand wird die Mühe und Kosten auf die Pflege verwenden, wie Du es gethan hast.“

„O, Frau Baronin, was das betrifft,“ fiel der Lord plötzlich ein, „so sind Sie im Irrthum. Ich beabsichtige, den Park ganz besonders zu pflegen und viel darauf zu verwenden. Der Park wird, wenn es überhaupt möglich ist, künftig vielleicht schöner sein, als jetzt, denn ich werde zu den Gärtnern, die Sie schon angestellt haben, noch deutsche Gärtner hinzunehmen, welche ihre Studien in Potsdam, wo die Kunst der Gartenkultur ihren Höhepunkt erreicht, gemacht haben.“

Die Erklärung söhnte den Baron offenbar mit dem Engländer wieder aus.

„Das freut mich, mein Herr, und würde mir, falls ich überhaupt in den Verkauf willigte, den Entschluß bedeutend erleichtern, denn wie meine Frau Ihnen bereits sagte, der Park liegt mir am Herzen. Sie müssen ihn sehen, Mylord, wenn es Ihnen angenehm ist, machen wir einen Spaziergang durch einzelne Parthien.“

„Ist nicht nötig!“ unterbrach ihn der Lord.

Indessen in diesem Punkt war der Baron unerbittlich und so sah sich denn der Lord von Kilmare genöthigt, sich von dem alten Herrn den Park zeigen zu lassen. Auch die Baronin und der junge Herr theilten sich dabei, und der draußen wartende John folgte der Gesellschaft in gemessener Entfernung.

„In der Nähe der Muschelgrotte traf sie Baddy, der Gärtner, welchen der Baron herbeirief und ihn zur Bestätigung verschiedener seiner Erklärungen oder zur Auskunft über diese oder jene Sache aufforderte. Zu seinem großen Erstaunen entdeckte Baddy das Projekt des Gutsverkaufs, und aus manchen Andeutungen des Barons hörte er auch, daß der neue Besitzer, falls der Kauf zu Stande käme, sich die Pflege des Parks ganz besonders angelegen sein lassen wolle. Er grüßte seinem Herrn noch wegen des Vandalismus gegen seine Lieblingsneken und wünschte in seinem Herzen, daß Mylord das Gut kaufe. Dieser, so schloß er, würde nichts dawider haben, wenn er aus den vortheilhaften Gewächshäusern Steinberg's irgend eine gute Akquisition mache. Er beschloß bei sich, das Projekt seines Landsmannes in jeder Beziehung zu unterstützen.“

„Ich bin mit Allem sehr zufrieden!“ erklärte der Lord Kilmare. „Es ist nicht nötig, Herr Ba-

der beiden Frauen eigneten sie sich sämtliche Garderobensachen ihrer beiden gleichfalls abwesenden Schlafsoffen an, mit welchen sie sich entfernten. Die Garderobensachen hatten einen Werth von nahe an 400 M. Bis her sind die beiden Diebe noch nicht ermittelt. Der eine ist an 20 Jahre alt, mittelgroß, hat dunkelblonde Haare, längliches, blaßes, pfeilförmiges und barloses Gesicht; der andere ist ca. 18 Jahre alt, ist etwas kleiner, hat blonde Haare, kleinen blonden Schnurrbart und ist fast erdfarb im Gesicht.

N. Eine neue Verurteilung wird uns heut von den durch seine vielfachen Exzesse abel berühmten Rotbiber Damm gemeldet. Als vorgestern Abend in der neunten Stunde ein in der Kopfstraße in Rixdorf wohnender Warmwasserheizer Johann Altes den Rotbiber Damm passierte, erhielt er plötzlich in der Nähe des an der Schönleinstraße angrenzenden freien Platzes von hinten einen derartigen Schlag auf den Kopf, daß er zusammenbrach. Trotz seiner Verlorenheit fielen nun die drei Männer über ihn her und bearbeiteten ihn derart mit Messern und Stockschlägen, daß er bald aus mehreren Wunden blutete. Als auf seine Hilferufe andere Personen herbeieilten, ergriffen die Begehrer die Flucht. Den sofort von dem Vorfall in Kenntnis gesetzten Gensdarmen Schmidt und Peters gelang es, die drei Begehrer in der Person eines in Rixdorf wohnenden 45jährigen Töpfers Sch., sowie seines 17jährigen Sohnes und eines 18jährigen „Arbeiter“ Karl K. zu ermitteln und zur Haft zu bringen. Ueber die Veranlassung zu dem Ueberfall war nichts Bestimmtes zu ermitteln. Allem Anschein nach liegt eine Personenerwechselung vor, denn der Mißhandelte will seine Angreifer nicht kennen. Nachträglich erfahren wir noch, daß an demselben Abend noch eine Frau in derselben Gegend von drei Personen überfallen und mißhandelt worden.

N. Behufs gerichtlicher Obduktion ist gestern Nachmittag die Leiche eines bisher in der Philippstr. 1 wohnenden Zimmerpoliers Lange zur Morgue geschafft worden. Der L., welcher mit seiner dort wohnenden Gattin, die das Geschäft einer Hebeamme betreibt, in Unfrieden gelebt haben soll, soll sich gestern Nachmittag 3 Uhr nach Angabe der Hausbewohner selbst das Leben genommen haben. Genauere Details waren, da die Angehörigen jede Auskunft verweigerten und die Aussagen der Hausbewohner sich in auffallendster Weise widersprachen, nicht zu ermitteln. Die gerichtliche Obduktion, sowie die eingeleitete Untersuchung wird die Angelegenheit voraussichtlich in kürzester Zeit auflären.

N. Das Glattsteil hat im Laufe des gestrigen Tages einen neuen Unfallsfall herbeigeführt. Eine in der Friedenstraße wohnende Almosensammlerin, Marie Busewitz, hatte beim Verlassen des Hauses das Unglück, auf dem glatt gefrorenen Bürgersteige auszugleiten und derart zur Erde zu stürzen, daß sie sich eine anscheinend schwere Hüftverletzung zuzog. Die Verunglückte wurde sofort nach dem städtischen allgemeinen Krankenhaus geschafft. Ferner verunglückte am Sonntag Abend das Dienstmädchen, uneheliche Schütz, welche bei einer in der Langestraße 76 wohnenden Herrschaft in Konvaleszenz liegt. Dieselbe kam in der Nähe der Wohnung ihrer Herrschaft so unglücklich zu Fall, daß sie sich den rechten Arm brach und die Hüfte eines Krates in Anspruch nehmen mußte, welcher ihr einen Verband anlegte.

g. Zwei Rivalen. Der in der Memelerstraße wohnende Arbeiter Josef K. unterhält mit einem in der Barnimstraße 9 wohnenden Mädchen ein Liebesverhältnis. Davon, daß seine Braut noch einem zweiten Manne ihre Gunst bezeugt, hatte K. keine Ahnung und so war er sehr unangenehm überrascht, als er bei einem seiner Braut am Sonntag Abend zugehenden Besuch in deren Wohnung einen Rivalen antraf. Wie nicht anders zu erwarten war, kam es zwischen den beiden Männern zu einem scharfen Wortwechsel, der bald derartig in Thätlichkeiten ausartete, daß K. von seinem Rivalen mit einer ziemlich bedeutenden Kopfwunde abgeführt wurde. Durch das Einschreiten der Polizei, welche den K. als Hauptakteur zur Wache brachte, wurde die Schlägerei beigelegt. Dem Verletzten wurde durch einen Heilgehilfen die Wunde verbunden.

Eine starke Gasexplosion hat vorgestern Abend in dem erst vor kurzem fertig gewordenen Umbau in der Anhalterstr. 6 stattgefunden, in welchem sich ein Schirmgeschäft befindet. Die Explosion war bei einer an der Gasleitung im Souterrain vorgenommenen Reparatur erfolgt und eine derartig gewaltige, daß die Thüren aus den Angeln geworfen und an die Decke geschleudert wurden. Nach Eintreffen der herbeigerufenen Feuerwehr erfolgte eine zweite Explosion. Mehrere Feuerwehrleute haben dabei ganz erhebliche Verletzungen davongetragen. Die große Spiegelscheibe des Geschäftsladens ist vollständig zertrümmert und das Eisen-Rouveau gebogen worden. Ein Brand konnte nicht gut ausbrechen, weil Wohnungsbeheizungen etc. noch nicht eingestellt waren.

Anschluß der Zeitower an die Kurfürstenstraße. Der Verein der Westvorstadt hat an die Kommunalbehörden eine Petition wegen Herstellung einer besseren Verbindung zwischen den westlichen und südwestlichen Stadtteilen Berlins durch Unterführung der Kurfürstenstraße unter die Bahnkörper der Potsdamer, Dresdener und Anhalter Bahn zum Anschluß an die Zeitowerstraße eingereicht.

Gerichts-Zeitung.

Der große Brand in Rixdorf, durch welchen in der Nacht zum 15. August v. J. drei Gehöfte in Asche gelegt wurden, kam am Montag als erster Gegenstand der ersten diesjährigen Schwurgerichtsperiode am Landgericht II zur strafrechtlichen Erörterung. Auf der Anklagebank stand der 20jährige Schlosser Karl Albert Grümmacher, aus Rixdorf gebürtig und trotz seiner Jugend schon wegen Widerstands, Betrug, Unterschlagung, Urkundenfälschung, Verleumdung und Stillschließensverbrechen, außerdem schon 14 mal gegen Betheilsnahme mit Gefängnis und Korrektionshaft vorbestraft. Die letzte Strafe von drei Monaten Gefängnis, die ihm am 31. v. M., und eine andere von 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis, die ihm im vorigen Jahre durch das Schöffengericht in Rixdorf zuerkannt worden, sind noch nicht verbüßt. Die Feststellung der Brandgeschickte ergibt, daß es der berittene Gensdarm Müller nur einem gültigen Geschick zu danken hatte, daß er bei dem Brande nicht sein Leben einbüßte. Der Gensdarm war um 11 1/2 Uhr von einem Patrouillengange heimgekehrt, hatte sich ins Bett gelegt und war sofort fest eingeschlafen. Schon nach einer Viertelstunde wachte ihn seine im Wochenbett liegende Gattin mit dem Rufe: „Es brennt!“ Er springt auf und sieht, daß die Scheune auf dem Hofe brennt, neben welcher in einem Schuppen sein Dienstpferd stand. „Um Gotteswillen, mein Pferd!“ ruft der Beamte und stürzt, nur mit dem Hemd bekleidet, die Hosen in der Hand, nach dem Hofe. Hier empfängt ihn eine fürchterliche Gluth, er hält die Beinkleider vor das Gesicht, um seine Augen zu schützen und versucht, nach dem Stall vorzudringen. Da er die Augen verdeckt hat, stolpert er dicht beim Stall über einen im Wege liegenden Haufen Bretter und schlägt, so lang er ist, zu Boden. Aber schnell rafft er sich wieder auf, um das Pferd aus dem brennenden Stall zu retten. Schon hat er sein Ziel fast erreicht, da stürzt das Dach der an den Stall grenzenden Scheune zusammen, unmittelbar vor seinen Füßen schlagen die Spalten auf, deren Gluth ihm das Hemd auf dem Leibe entzündet. Der Stall war mit dem Pferde verschüttet; dem Gensdarmen sprangen Hausbewohner bei, drückten das Feuer am Hemd aus, er trug aber erhebliche Brandwunden davon, auch waren ihm die Haare vom Kopf wie die Augenbrauen total abgefennt. Wäre er nicht gefallen, so hätte er sich im Augenblicke des Zusammensturzes schon im Stalle befunden und dort wäre er unrettbar verbrannt. Obwohl dem Beamten der Logwerth des Dienstpferdes aus der Staatskasse ersetzt worden ist, hat er doch

an dem vortheilhaften Thiere 500 M. eingebüßt. — Von dem Manlichchen Grundstücke am Richardspolze, wo das Feuer ausbrach und nur das Wohnhaus stehen blieb, sprang das Feuer nach dem Krieger'schen und von da wieder auf das Barta'sche Grundstück über, die beide total eingeeicht wurden. Erst den gemeinsamen Anstrengungen der Turnfeuerwehr, der freiwilligen Feuerwehren der Umgegend und der Berliner Feuerwehr gelang es, den Lauf des Feuers aufzuhalten. Abgesehen von der verbrannten Ernte Barta's war alles verfehrt, was das Feuer zerstörte. Der erste Verdacht fiel auf den eben entlassenen Knecht Manlich's, durch die amtlichen Recherchen wurde dieser Verdacht aber widerlegt. Nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, daß Grümmacher sich zu Befanntem gekaufert habe, er wolle Feuer anlegen. Es wurde auf den Verdächtigen gefahndet, aber vergeblich; denn Grümmacher war am 18. August in Berlin beim Betheils ergriffen und zu 8 Tagen Haft verurtheilt worden. Ehe der Untersuchungsrichter am Landgericht II. von diesem Umstande Kenntniß erhielt, war Grümmacher nach Verbüßung der Haftstrafe schon wieder entlassen worden. Aber schon am nächsten Tage wurde er wieder ergriffen, als er in der Kronenstraße einen Diebstahl beging. Wie in der Voruntersuchung, leugnete Grümmacher auch in der Hauptverhandlung. Seine Freunde, fünf oder sechs an der Zahl, bekundeten sämtlich, daß er schon vor dem Brande zu ihnen gesagt habe, er wolle einmal Feuer anlegen, damit es etwas zu stehen gebe; er wolle dies bei Barta thun, aber dort seien die Hunde zu gefährlich. Zu dem vierzehnjährigen Bäckerelehrling Hüwener, den er sogar verleitet hatte, seinen Vater zu bestechen und ihm (Grümmacher) das Geld zu geben, hat er gleich in den Morgenstunden der Brandnacht, als er dem Jungen beim Waare-Austragen begegnete, erzählt, daß er die Manlich'sche Scheune angezündet habe. Von jedem dieser Zeugen sagte Grümmacher stereotyp: „Der lügt, ich lüge nicht!“ Schon nach sehr kurzer Vernehmung vollzogen die Geschworenen auf Schuldig im vollen Sinne der Anklage. Der Staatsanwalt beantragte drei Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust; der Gerichtshof sah sich aber durch die Strafprojektorordnung — weil in diesem Falle aus Zuchthaus zu erkennen war — genöthigt, die noch nicht verbüßten Gefängnisstrafen von 1 Jahr 6 Monate und drei Monaten aufzuheben, beziehungsweise in die neue Strafe mit einzurechnen und erkannte demgemäß unter Aufhebung der noch nicht verbüßten Strafen auf fünf Jahre Zuchthaus, Ehrverlust auf 10 Jahre und Zulässigkeits von Polizeiaussicht.

Eine Pferdebahnfahrt. Am Abend des 26. November v. J. wühlte der Schnee in so dichten Flocken nieder, daß sich in Zeit weniger Minuten der Pferdebahnbetrieb in heilloser Unordnung befand. Ganz besonders bildeten sich in der Leipzigerstraße lange Wagenreihen, deren geringe Bewegungsfähigkeit jeden Augenblick gänzlich zu erlöschen drohte. Mehrere Pferdebahnmagen mußten sogar ausgelegt, d. h. aus dem Schienengeleise gebracht werden, da dieselben mittelst ihrer Bespannung nicht mehr von der Stelle geschafft werden konnten. Eine solche von der Nothwendigkeit gebotene Maßregel wird natürlich von den so plötzlich den Umbilden der Witterung ausgelegten Passagieren unangenehm empfunden. Nur die Insassen eines Wagens nahmen die Aufforderung des Schaffners zum Aussteigen mit Jubel auf, kamen derselben jedoch erst dann nach, als die Pferde bereits ausgespannt waren. Während die Beamten der Bahn bemüht waren, den Wagen leitwärts zu schaffen, intonirte das in demselben sitzende Völkchen folgende die Spottreime:
Et fährt sich so jemiethlich
Uf de Herdebahn!
Der eine Schimmel zieht nich,
Der andre Fied is lahm.
Der Ruffser kann nich fahren,
Der Schaffner kann nich steh'n.
Un schrumm! mit einem Male,
Da bleibt de Karre steh'n!

Die Uebermüthigen kamen aber bald zu der Ueberzeugung, ihre Schuld überschätzt zu haben. Dieselben wurden sehr schnell andern Sinnes und suchten in einer Nebenstraße eine Destillation auf. Dort wurde beim Genuß einer erlischlichen Anzahl „Nordlichter“ das kleine Abenteuer lebhaft besprochen, zu gleicher Zeit aber die Stimmung in so bedenkllicher Weise angeregt, daß es der Wirth schließlich für geboten hielt, die Gäste um ihre Entfernung zu ersuchen. Dieser Aufforderung leisteten auch die Angebrachten bis auf den 28 Jahre alten Schlosser Joseph Bernhard Mahler Folge. Dieser trieb es aber ärger als zuvor und gefiel sich schließlich in Ausschreitungen, welche der Beurtheilung des Strafrichters unterbreitet werden mußten.

Vorl.: Was haben Sie auf die Anklage zu erwidern? — Angell.: An den Kuddel-Kuddel hat man bloß janzlich alleine de Herdebahn schuld. Der möchte woll vilie Billjetter's verlooßen, aber ooch wieder der deire Salz spaten, wo denn natierlich der Mensch unterweijens in 'n Schnee stehen bleiben muß.

Vorl.: Das Verhalten der Pferdebahn-Gesellschaft interessiert hier in keiner Weise. Es handelt sich einzig um die Vorgänge in der Destillation. — Angell.: Et derf mir doch keener anmuten sind, der id mir von de Gründer hochnehmen lasse. Wo id meinen Trocken abeschrippt habe, kann id noch 'ne reguläre halbe Tour vor der schwere Feld verlangen. Na, sonen Fall nimmt sich aber der Mensch ad notam; der id man nich wieder in de Herdebahn rinsteije; von Stunde an fahre id janzlich bloß noch mit de Umdebi.

Vorl.: Das steht ganz in Ihrem Belieben; doch erzählen Sie nun, was sich in der Destillation ereignete. — Angell.: Wo wir doch nu janzlich in 'n Schnee streden-jelieben waren, id mir doch aber 'n richtiget Billjet jekooft hatte, bleibe id natierlich noch eenige paar Minuten in den miserabilsten Kammerlatzen sitzen, in dem id doch weiter wollte. Wat soll id Ihnen aber sagen, Herr Gerichtshof? wie id per Zufall 'n Bild nach vorn risterte, da joddeln se ooch all mit de drede Joffen los und lassen uns mutterseelen alleine uf de Strafe steh'n. Der sind doch nu schon keene Zufälle vor 'ne Weltstadt!

Vorl.: Erzählen Sie nur weiter. — Angell.: Weil id doch nu einsehen dacht, der id mir schlecht verheirath't hatte, sage id denn, Schaffner, sage id, wenn Se nich janz jeshwinde 'n paar Händelen Salz uf de Schienen ausstreien, denn lese id mir uf de Herdebahn ihre Kosten eenige paar Stunden in de erste beste Budise sette. Un weil er nu meent, der ihn der janz piepe sind dächte, ruffete id denn ooch mit de janze pudliche Freundschaft in 'ne Blaschapiete rin. Id habe doch nich nöthig, mir weijen de faulen Irlanderköpfe in son Hundewetter de Beene zu verfall'n.

Vorl.: Was begab sich nun in der Destillation? — Angell.: Id sage zu ihm, wat der Wirth is, plumpen Se schon 'mal 'ne Lage in, aber von 'ne Sorte, wo de Knochen nach schmeidig wer'n; nu allens, wat recht is, der Zeug war ooch nich janz ohne.

Vorl.: Aber kommen Sie doch zu Ende! — Angell.: Jndem wir doch nu unse fünf Stid waren, elein wir uns vor jeden eene Lage 'run, wo wir den Budiker unse Biljetter's leben, wodrus er sich doch sein Feld von de Herdebahn holen konnte. — Vorl.: Damit war der Wirth nicht einverstanden; Sie erzählten sich über diese Weigerung sehr erregt, obgleich Ihre Begleiter die gesammte Sache berichtigten. — Angell.: Na, der id doch nich scheene von den Mann.

Vorl.: Der Wirth forderte Ihre Entrennung; folgten Sie dieser Aufforderung? — Angell.: Wie finden Sie sone Benennung, Herr Gerichtshof, wenn 'n Budiker anhängende Haste rauschmeißt? Derf sich da noch einer verwundern, wenn sone Leute janzlich zu Grunde steh'n?

Vorl.: Es wird Ihnen auch zum Vorwurf gemacht, dem Wirth, der Sie zur Vermeidung weiteren Standaals aus der Thüre führen wollte, mit der Faust ins Gesicht geschlagen zu haben. — Angell.: Der Fall liegt so, der er sich an meine Franke stoßen dhat, wie id mir den Arm von weijen Marodigkeet 'n Bislen austrückte.

Vorl.: Außerdem sollen Sie noch mit Vorsatz eine Scheibe der Eingangstür im Werthe von 5 Mark eingeschlagen haben. — Angell.: Jndem der Ding nich regulär verfall't war, mußte et woll zu Boden schliddern, wie id per Zufall 'n Bislen rin-stoßen dacht.

Durch die sonstige Beweisaufnahme wurde Mahler der sämtlichen incriminirten Handlungen überführt und in Rücksicht auf mehrere aus ähnlichen Anlässen erlittene Vorstrafen darum zu nur insgesamt einem Monat Gefängniß verurtheilt, weil der Angeklagte bei Begehung der strafbaren Handlungen erweislich angegrunten gewesen war. Mahler erklärte zwar sofort, sich bei diesem Erkenntniß beruhigen zu wollen, derselbe behielt sich jedoch vor, „erbarmungslos seien de Pstbedahn“ vorzugehen, die den janzgen Lenz verschuld't habe.“ (Ber.-Zeitg.)

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

1. Die unerhörten Lohnreduktionen (62 bis 92 pSt.) in der Leuschow-Markter'schen Knopfabrik zu Stralau hatten die vereinigten Kommissionen der Drechsler und Knopfmacher veranlaßt, zu Montag Abend nach dem Keller'schen Etablissement, Andreasstraße 21, eine öffentliche Versammlung beider Branchen einzuberufen, um gemeinam Schritte und Wege zu berathen resp. Maßnahmen zu treffen, um das Vorgehen dieser Firma zu vereiteln und eine Nachlieferung seitens anderer Fabrikanten zu verhindern. Die Versammlung war sehr zahlreich besucht und zwar auch von vielen Genossen anderer Branchen, welche die Beschaft wohl gehört hatten, denen aber der Glaube fehlte und die sich nun von der Wahrheit des Unglaublichen überzeugen wollten und als dieses geschehen, die allgemeine Entrüstung theilten und sich sofort mit den Betroffenen solidarisch erklärten. Herr Drechsler Julius Müller, welcher über diese Angelegenheit referirte, schilderte die Vorgänge, wie sie in jener Fabrik sich zugezogen und ist nach den gemachten Mittheilungen der Sachverhalt folgender: Die Arbeiter jener Knopfabrik in Stralau (es sollen, wie wir hörten, ca. 150 Mann dort beschäftigt sein) wurden (wie vermuthet wird, hauptsächlich aus Anstiften des Herrn Bohmann, Geschäftsführer) 8 und 14 Tage vor Weihnachten von genannter Firma entlassen, mit der Weisung, nach Weihnachten resp. Neujahr wieder einmal nachauftragen, ob sie zu dieser Zeit Beschäftigung erhalten könnten. Augenscheinlich lag hier, wie ausgeführt wurde, die Absicht vor, die Arbeiter für die Lohnreduktionen gefügig zu machen, welche ihrer bei Wiederaufnahme der Arbeit warteten. Welche ungeheuerlichen Dimensionen dieselben angenommen, ist oben schon kurz angedeutet worden und mögen zum besseren Verständnis in vergleichender Zusammenstellung die beiden Lohnsätze (alter und neuer) unter gleichzeitiger Eintragung der Abzugsprocente dienen, wie sie von Herrn Müller zur Kenntnis der Versammlung gebracht worden sind:
Blattenscheiden bis 9" (alt) 9 Gros 10 Pf., (neu) 9 Pf. = 10 pSt. desgl. bis 10", 9 Gros (alt) 15 Pf., (neu) 12 1/2 Pf. = 15 pSt. desgl. bis 11", 9 Gros (alt) 20 Pf., (neu) 15 Pf. = 25 pSt., desgl. 12-15" (alt), 9 Gros 30 Pf., (neu) 20 Pf. = 33 1/2 pSt., Raschleinplatten 2 Gros, im Anfang (alt) 8 Pf., dann (alt) 5 Pf., (neu) 4 Pf. = 20 pSt., Präler: einfarbig fertig-drehen pr. 9 Gros bis 25" (alt) 17 1/2 Pf., (neu) 16 1/2 Pf. = 5 pSt., von 26-30" (alt) 20 Pf., (neu) 17 1/2 Pf. = 11 1/2 pSt., von 31-35" (alt) 20 Pf., (neu) 19 Pf. = 5 pSt., von 36-40" (alt) 27 1/2 Pf., (neu) 25 Pf. = 8 pSt., von 41-50" (alt) 35 Pf., (neu) 32 Pf. = 9 pSt. Kloten desgl. bis 30" (alt) 15 Pf., (neu) 8 Pf. = 52 pSt., von 31-35" (alt) 17 1/2 Pf., (neu) 10 Pf. = 70 pSt., von 36 bis 40" (alt) 22 1/2 Pf., (neu) 13 Pf. = 75 pSt., von 41 bis 50" (alt) 30 Pf., (neu) 20 Pf. = 33 1/2 pSt. Kugeln desgl. bis 24" (alt) 25 Pf., (neu) 22 1/2 Pf., größer 25 Pf., Ausdrehen sämtlicher Lochsacons (alt) bis 35" 10 Pf., (neu) bis 30" 9 Pf., 31-35" 10 Pf. = 10 pSt. (alt) 36-40" 17 1/2 Pf., (neu) über 35" 15 Pf. = 72 pSt. Bugen (alt) bis 35" 12 1/2 Pf., (neu) bis 30" 10 Pf., 31-35" 12 1/2 Pf. = 20 pSt. (alt) 36-40" 17 1/2 Pf., 41-50" 22 1/2 Pf., (neu) über 35" 15 Pf. = 25-30 pSt. Der Durchschnitts-verdienst eines Arbeiters soll nachweislich bei den alten Lohnsätzen pr. Woche 15-18, höchsten Falles 21 M. betragen haben. Wieviel ein Arbeiter nach den neuen Lohnsätzen zu verdienen im Stande ist, ist leicht zu ersehen. Die Arbeiter jener Fabrik haben auch sehr bald herausgefunden, daß unter den geschiederten Verhältnissen sie absolut nicht leben können, haben demzufolge beschloßen, unter den neuen Lohnverhältnissen nicht weiter zu arbeiten und aus ihrer Mitte eine Kommission gewählt, welche am Montage mit dem Inhaber der Fabrik in Unterhandlung getreten ist, bis jetzt jedoch ohne Erfolg. Da, wie Herr Müller klarlegte, dieser Fall die ganze Gewerkschaft und gesammte Industrie tangire, so sei es erforderlich, daß die Gesamtheit hierzu Stellung nehme und jener Firma diese ungeheure Lohnreduktion unmöglich mache, da sonst sehr bald andere Fabrikanten in gleicher Weise vorgehen würden. Referent rief den Arbeitern der Stralauer Fabrik eindringlichst, nicht zu den ausgedehnten Lohnsätzen zu arbeiten (dieselben haben zwar selber einen Lohnsatz aufgestellt, nach welchen zu arbeiten sie sich bereit erklärt haben, der sich aber wenig von dem neuen Lohnsatz der Fabrik unterscheidet), sondern lieber einen Strike einzugehen, indem er ihnen die Hilfe aller Arbeiter zusagte. Herr Möhring war auch sofort bereit, Namens der Metallarbeiter im Falle eines Strikes die thätlichste Hilfe zu versprechen. Die Ansicht der Versammlung dokumentirte sich in folgender gefaßten Resolution: „Die heutige Versammlung fordert die Arbeiter der Leuschow u. Markter'schen Fabrik auf, an dem selbstgestellten Lohnsatz festzuhalten, und sollten die betreffenden Herren nicht darauf eingehen, in corpore die Arbeit einzustellen und spricht hiermit die volle Solidarität mit ihnen aus, denn Jeder ist sich selbstschuldig, für die Unterdrückten einzutreten. Ferner wurde aus der Mitte der Versammlung eine Kommission von 7 Personen, 4 Knopfmachern (Thun, Weiskopf, Schärfe, Krupp) und 3 Drechslern (Müller, Fischer, Hildebrandt) gewählt, welche mit dem betref. Fabrikanten in Verhandlung zu treten hat. Das Resultat wird in der heute (Mittwoch) Abend bei Keller, Andreasstr. 21 stattfindenden großen öffentlichen Versammlung der Drechsler und Knopfmacher bekannt gegeben und event. weitere Beschlüsse gefaßt werden. Das Erscheinen aller Kollegen ist unbedingt nothwendig.“

Die Kommission der Drechsler, Knopfmacher und Berufsangehörigen hat zu Mittwoch, den 7. Januar d. J., eine große öffentliche Versammlung sämtlicher Gemeindegewerkschaften angestellt. Dieselbe findet im großen Saale des Keller'schen Etablissements, Andreasstr. 21, statt und findet in derselben ein Bericht der Kommission über die Angelegenheit der Leuschow und Markter'schen Verhältnisse, sowie die entgegengesetzte Regelung derselben statt. Es ist Nicht eines Jeden daselbst zu erscheinen, denn es handelt sich um die Zukunft eines ganzen Industriezweiges.

Der Konfessionsstädtliche Bezirksverein „Vorwärts“ hält heute Mittwoch, den 7. Januar, Abends 8 1/2 Uhr in Konrad's Saal, Wasserthorstr. 63 eine Versammlung ab, in welcher Herr Rechtsanwalt Ladewig einen Vortrag über „Das Unfall-Versicherungsgesetz“ halten wird. Die Mitglieder werden ersucht, pünktlich und zahlreich zu erscheinen. Gäste willkommen.

Gewinnbetheiligung der Arbeiter.

Verschiedene sogenannte National-Ökonomen der liberalen Schule, unter ihnen der doppelt verstorbene Faucher und der zwar noch lebende, aber auch schon „todte“ Herr Victor Böhmert haben die Gewinnbetheiligung der Arbeiter „zur Hebung der sozialen Zustände“ empfohlen.

In die Praxis aber sind in Deutschland diese Empfehlungen kaum getreten, jedenfalls nicht mit Erfolg; außerdem haben dieselben so zahlreiche theoretische Widerlegungen erfahren, daß von der „Gewinnbetheiligung“ kaum mehr die Rede war. Man hat diese Idee fast allgemein zu den Töbten geworfen.

Der große Victor Böhmert hat im Jahre 1878, in dem Jahre, wo die Sozial-Reform-Vorschläge auf den Bäumen wuchsen, als letzter noch die „Gewinnbetheiligung der Arbeiter“ angeregt, dabei stellte er folgende Grundsätze auf:

a. Die Gewinnbetheiligung muß so eingerichtet sein, daß daraus in der Praxis eine möglichst vollständige Solidarität und Interessengemeinschaft zwischen Unternehmer und Gehilfen, Kapital und Arbeit hervorgeht. b. Die Lohnfrage ist getrennt von der Antheilsfrage zu behandeln. Die Löhne sollen nicht von den Gewinnen abhängen, sondern den Veränderungen des Arbeitsmarktes unterworfen bleiben.

c. Bei der Berechnung der Anteile müssen die kaufmännischen und industriellen Seiten des Betriebes sorgfältig auseinandergehalten und die Leistungen der Arbeit, des Kapitals und der Unternehmerrisico in ihrem gegenseitigen Verhältnis gehörig berücksichtigt werden. d. Es erscheint rathsam, die Gewinnanteile nach der Höhe der verdienten Gehalte und Löhne und nur in besonderen Fällen auch nach der Dienstzeit im Geschäft zu bemessen. e. Die Gewinnanteile sind so reichlich wie möglich zu bemessen und nicht auf einen Betrag herabzusetzen, der die Beteiligten gleichgültig läßt. f. Die Zulassung zum Gewinn muß sich auf die größtmögliche Zahl der Arbeitnehmer erstrecken, muß im Voraus regulirt und nicht von der Willkür des Unternehmers abhängig sein. g. Jedes Geschäft, das Gewinnanteile gewährt, muß mit einem reichlichen Reservefonds für Abnutzung der Gebäude und Betriebsmittel, sowie für Verlustfälle versehen sein. h. Die Gewinnanteile sind in der Regel der sofortigen Verzehrung zu entziehen und zinstragend anzulegen. Die Arbeiter sollen erst nach einer Reihe von Jahren und nur in außerordentlichen Fällen, wie z. B. bei Familienereignissen, Arbeitslosigkeit etc., über den Gewinn verfügen dürfen.

i. Einem einigermaßen aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, daß Herr Böhmert selbst an der Durchführung seines Projekts Zweifel hegt. Wie kommt er denn sonst dazu, zu empfehlen, daß die Lohnfrage getrennt von der Antheilsfrage zu behandeln sei? Das ist ja selbstverständlich, denn sonst könnte nicht einmal formal von einer Gewinnbetheiligung die Rede sein. Aber Herr Böhmert geht noch weiter, indem er sagt, daß die Löhne den Veränderungen des Arbeitsmarktes unterworfen bleiben sollen, das heißt, daß sie sich weiter nach Angebot und Nachfrage regeln sollen.

Nehmen wir nun noch hinzu, daß Faucher die Gewinnbetheiligung nur für große Fabriken empfiehlt, Böhmert aber davon spricht, daß die Zahl der Arbeiter, die zur Gewinnbetheiligung zugelassen werden, eine möglichst große sei, so geht daraus hervor, daß die weitaus größte Anzahl von Arbeitern von der Gewinnbetheiligung nach dem Böhmert'schen System und nach voraussichtlicher Berechnung ausgeschlossen bleiben würde.

Wenn nun die Gewinnbetheiligung den betreffenden Arbeitern wirklich Nutzen bieten würde, so liegt es doch

auf der Hand, daß das Angebot von Händen gerade in denjenigen Etablissements, in welchen die Gewinnbetheiligung existirt, ein überaus großes sein wird, da sämtliche Arbeiter der einschlägigen Branche solche Fabriken aufsuchen werden.

Da nun, wie Herr Böhmert hervorhebt, der Lohn sich weiter nach Angebot und Nachfrage richten soll, so wird der Lohn in allen den Fabriken sinken, wo die Gewinnbetheiligung eingeführt ist, weil das Angebot von Händen so lange ein großes dort sein wird, bis Lohn- und Gewinnbetheiligung zusammen nicht mehr betragen, als der Lohn allein in den konkurrierenden Fabriken.

Ob die liberalen „Ökonomen“ und vor allem Herr Victor Böhmert diese einfache volkswirtschaftliche Lektion verstehen werden, lassen wir dahingestellt; jeder Arbeiter aber mit fünf gesunden Sinnen wird sie begreifen und daraus den Schluß ziehen, daß ohne fundamentale Veränderung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Gesetzgebung keine erhebliche Besserung der Arbeiterverhältnisse zu erzielen sein wird.

Die viel gepriesene Akkordarbeit, die Gewinnbetheiligung sind nur Experimente und Einrichtungen, die den Arbeitern Sand in die Augen streuen.

Wir würden das Thema über Gewinnbetheiligung der Arbeiter heute gar nicht berührt haben, wenn nicht vor einigen Tagen das Kanzlerblatt, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, dasselbe nochmals auf die Tagesordnung gebracht hätte.

Das genannte Blatt empfiehlt nämlich in einem „Sozialismus und Individualismus“ überschriebenen Artikel die Gewinnbetheiligung der Arbeiter, „weil damit Jedem die Möglichkeit, sich durch Energie in den nächst höheren Stand hinaufzuarbeiten, offen gehalten und damit unserem sozialen Leben die Harmonie wieder gegeben würde.“

Was das Blatt unter dem „nächst höheren Stand“ versteht, das wissen wir nicht — das weiß die „Nordd. Allg. Ztg.“ wohl selbst nicht. Doch darauf kommt es auch wenig an.

Vorher es ankommt, ist, daß das der Staatshilfe so ergebene Blatt plötzlich von den guten Absichten des Individualismus so sehr überzeugt sein muß, daß es glaubt, sämtliche Arbeitgeber würden sich, vielleicht auf einen Wink des Reichskanzlers, mit der Gewinnbetheiligung der Arbeiter einverstanden erklären. Denn wenn dies nicht sämtliche Arbeitgeber thäten, so würden ja vermöge der freien Konkurrenz diejenigen Arbeitgeber, welche dem Wink des Reichskanzlers nicht folgten, die anderen überflügeln, oder aber die Arbeiter, welche bei nichtbetheiligten Arbeitgebern beschäftigt waren, würden durch ihr Angebot in den Gewinnbetheiligungswerkstätten die ganze Gewinnbetheiligung illusorisch machen.

Man sollte doch meinen, daß die „Norddeutsche“ dies vorher in's Auge gefaßt hat. Wie kommt sie denn trotzdem dazu, das System zu empfehlen?

Will sie vielleicht hier einen Staatszwang einführen, sollen alle Arbeitgeber durch das Gesetz gezwungen werden, die Gewinnbetheiligung einzuführen? Sind unter diesen Arbeitgebern auch die Grundbesitzer zu verstehen, deren Tagelöhnern und Knechten gewiß auch eine Gewinnbetheiligung erwünscht wäre? Auch die Kaufleute? Auch die Rentner, die ihren Hausbedienten gegenüber ja ebenfalls „Arbeitgeber“ sind?

Die staatliche Oberaufsicht, die staatlichen Bücherrevisoren würden nicht geringe Arbeit haben, um zu bewirken, daß die Reingewinne auch der Wahrheit gemäß angegeben würden. Wir würden dann allerdings bald schon den Staatssozialismus in schärferer Form haben.

Zimmerhin könnte durch Staatszwang eine Gewinnbetheiligung der Arbeiter durchgeführt werden, obwohl wir uns auch in diesem Falle nicht für dieselbe erwärmen können; die von den liberalen „National-Ökonomen“ aber empfohlene Gewinnbetheiligung ist im Allgemeinen gar nicht ausführbar, und wenn sie theilweise ausgeführt würde, wäre sie geradezu verderblich für's arbeitende Volk.

Daß aber auch die „Nordd. Allg. Ztg.“ fortwährend nach Sozial-Reform-Vorschlägen solcher Art sucht und sie im Ernst ihren Lesern vorkührt, daraus erhellt, daß ihr und ihren Gönnern das soziale Pulver ausgegangen ist.

Politische Uebersicht.

Ueberfüllung überall und in allen Branchen. Die Zahl der am 1. Januar c. in Preußen vorhandenen Gerichts-assessoren beträgt 958. Am 1. Januar 1884 waren 828, am 1. Januar 1883 714, 1882 612, 1881 494, 1880 386, 1879 328, 1878 283, 1877 261 und 1876 232 vorhanden. In den letzten 5 Jahren ist die Zahl also stetig gestiegen und wird binnen Kurzem 1000 erreichen. Augenblicklich sind fast drei mal so viel Assessoren wie vor 6 Jahren und beinahe noch ein Mal so viel wie vor vier Jahren vorhanden. 8 von den zur Zeit noch im Justizdienst befindlichen Assessoren sind über 5 Jahr in dieser Stellung; 22 haben im Jahre 1880 ihr Examen gemacht, sind also über 4 Jahre Assessoren, 67 im Jahre 1881, 181 im Jahre 1882 u. s. w. Als Amtsrichter angestellt sind erst 75 Assessoren aus dem Jahre 1882 und aus dem Jahre 1883. Von den im vorigen Jahre ernannten Assessoren ist noch keiner zur Anstellung gelangt. Aussichten zu einer Besserung dieser im Vergleich zu der Zeit vor 10 Jahren sehr prekären Verhältnisse sind nicht vorhanden, im Gegenteil dürfte, je mehr auch die Rechtsanwaltschaft, die bisher viel Assessoren abforderte, sich überfüllt, die Zahl der Assessoren, die auf Anstellung warten, mehr und mehr rapid zunehmen, so daß die Stauung immer bedeutender wird. Die Hochfluth wird, wie man mit Sicherheit annehmen kann, noch bedeutlicher werden, als die um Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre erlebte. — Was nun? Ja, da können wir lange fragen, bevor wir eine Antwort erhalten. Und wenn eine solche erfolgt, so lautet sie in der Regel: „Es sind zumiel Gelehrte vorhanden, die jungen Leute hätten sich dem Handwerk zuwenden sollen, dann hätten sie sicher eine Existenz gefunden!“ — Und die Handwerker? Nun sie klagen ebenfalls, daß die ihnen Ueberfüllung vorkommt; und so ist es in der That. — Macht man dem Spektakel das klar, so folgert er daraus, daß überhaupt zuviel Menschen auf der Welt vorhanden seien. Daß diese Behauptung recht thöricht, und durch Thatfachen längst widerlegt ist, leuchtet dem nicht Denkenden selten ein. Doch auch die allbekanntesten sozialen Wunderdoktoren wissen kein Mittel, um diese Frage zu lösen; ihre Weisheit reicht dazu nicht aus. Und doch ist die Lösung sehr einfach, wenn man nur den Muth hat, der Sache auf den Grund zu gehen.

Die Fraktionsvorstände im Reichstage haben an die Mitglieder die dringende Aufforderung gerichtet, sich sofort beim Wiederbeginn der Arbeiten am 8. d. Mts. im Reichstage möglichst vollständig einzufinden, und hierbei auf die wichtigen Verhandlungen in der nächsten Zeit hingewiesen. Schon die erste Sitzung am 8. Januar wird beim Nachtragsetat (Beschaffung eines Dampfschiffes für den künftigen Gouverneur von Kamerun) die Kolonialpolitik auf die Tagesordnung bringen. Bald darauf stehen die ersten Besungen über das Postsparkassengesetz und über die Ausdehnung der Unfallversicherung auf Transportgewerbe, sowie auf landwirtschaftliche und Forstbetriebe bevor, welche Vorlagen an noch zu bildende besondere Kommissionen gehen sollen.

Das Bedürfnis nach einer kleineren Münze folgte bekanntlich die „Nordd. Allg. Ztg.“ aus den für den kleinen Mann anscheinend besonders drückenden Verhältnissen in Bayern. Demgegenüber wird darauf hingewiesen, daß das Gesetz über die Ausprägung von Reichsgoldmünzen vom 4. Dezember 1871 diesen Fall bereits vorgesehen hat, indem es in § 13 bestimmt: „Im Gebiete des Königreichs Bayern kann im Bedarfsfall eine Unterteilung des Pfennigs in zwei Halbpennige statt-

Ein Besuch auf Cypern im Sommer 1880.

(Reise-Erinnerungen eines deutschen Kaufmanns.)

I.

Nachstehende Schilderungen sind aus den Briefen und Erinnerungen eines deutschen Kaufmanns zusammengestellt, den Geschäfte aus einem Hafen Südfrankreichs im Mai und Juni dieses Jahres über Alexandria nach Cypern führten. Da derselbe überall ein aufmerksames und erfahrenes Auge zeigt, so dürften seine Berichte auch für weitere Kreise interessant sein, zumal gerade jetzt aufs neue wieder aller Blicke auf den Orient gerichtet sind.

Da keine direkte Verbindung von Frankreich nach Cypern besteht, mußte unser Reisender den Weg über Egypten nehmen, und wir lassen ihn, so erklärt die „Allg. Ztg.“, der wir diese Skizze entnehmen, mit der Erzählung von seinem kurzen Aufenthalt in Alexandria beginnen.

Am 21. Mai, Nachts 1 Uhr, kamen wir nach herrlicher Seefahrt an Bord des „Noeris“ in Alexandria an. Bis 5 Uhr mußten wir auf der Rhede vor Anker liegen, da vor Sonnen-aufgang und nach Mitternachtsgang kein Fahrzeug mehr in den Hafen von Alexandria einlaufen darf.

Der Eindruck, den diese erste orientalische Stadt auf mich machte, war ein gewaltiger; so fremdartig hatte ich mir einen Ort nicht vorgestellt, der uns durch Handels- und Freundschaftsverkehr so nahe gerückt scheint. Das Treiben auf den Straßen kam mir vor wie ein großer Nummenschwanz; Schnitt und Farbe der Kleidung sind je nach den Volkstypen verschieden, und deshalb von buntester Mannigfaltigkeit. Unzählige sind die Kinder, die aus dem Schmutz und Staub der Straße herauszuwachsen scheinen; ihr einziges Kleidungsstück ist ein langer Kittel, von schneeweiß durch alle Regenbogenfarben hindurch bis ins unkenntlichste Graubraun. Das Heer von armen Teufeln, das uns am Landungsplatze empfing, und sich mit List oder Gewalt unseres Gepäcks zu bemächtigen suchte, machte einen jammervollen Eindruck durch das tiefe Elend, das aus ihren Lumpen, ihren halbwilden Gesichtern und abgemagerten Gliedern sprach.

Das europäische Stadtviertel sah noch traurig aus, erst 134 Häuser waren aus den Trümmern wieder aufgestanden.

Da wir uns schon Abends an Bord der „Epitha“ einfanden mußten, die in den ersten Frühstunden nach Cypern ab-

dampfen wollte, so blieb mir nicht viel Zeit; ich beschloß aber, doch so viel als möglich von Land und Leuten kennen zu lernen, mietete Fährer und Wagen — und habe wohl nie eine lohnendere Fahrt unternommen. Zuerst fuhren wir nach der pompejanischen Säule, der Schwester der Luxor-Säule in Paris, dann den Nilkanal entlang, wo ich ein ägyptisches Landleben beobachten konnte. Dieser Kanal versteht Alexandria mit Trinitzwasser, aber nichtdeftionewiger wird aller Unrath hineingeworfen, und Männer, Frauen und Kinder baden sich darin; weiter abwärts sah ich sogar 100 Kühe, für die das Bad ein Hochgenuss zu sein schien. Als ich den Fährer auf diesen Unfug aufmerksam machte, meinte er ganz naiv, es sei ja kein stehendes Wasser, aller Unrath werde weiter getrieben und — „après nous le déluge!“

Wir hörten in der Ferne Rußl, die eckte Janitscharen-Ruße, und begegneten bald darauf einem arabischen Hochzeitszuge, voran die Ruße, dann Männer und Kinder, und die Braut im Wagen, ein ganzes weißes Mädchen in rosenrothem Gewand und weichem Schleier. Als ich diese ehrsüchtigen grüßte, kam der Brautigam heran und dankte mir höflich. Kaum war dieser Festzug vorbei, so kam ein anderer, zu Ehren einer Beschneidung; das kleine vierjährige Schlachtopfer sah ebenfalls im Wogen, umgeben von seinen Verwandten, und Hunderte von Kindern folgten schreiend der Ruße.

Nun traten wir in den Garten des Chebide ein, der ursprünglich großartig angelegt war, prachtvolle Blumen und Fruchtbäume enthält, aber nun sehr vernachlässigt ist; ebenso geht es dem Marmorpalast dicht am Meere, der in seiner wunderbaren Weiße und seinen edlen Verhältnissen wie ein Baubermärchen anmuthet.

Als wir aus dem Garten kamen, hielten zwanzig Schritt gegenüber zwei elegante Wagen, aus denen fünf Damen, in große schwarzseidene Mäntel und Schleier gehüllt, ausstiegen; es waren die Haremsherrinnen Blum-Pascha's, die sich jetzt übersetzen ließen, um im Parke ihres Herrn am andern Ufer spazieren zu gehen. Sie sahen trotz der dichten Hüllen sehr elegant und frei aus, und beim Einstiegen in das Boot zeigten sie so viel als möglich von den dummschuhigen Füßen und spizenumgebenden Knöcheln. Die allein sichtbaren, neugierigen schwarzen Augen bohrten auf uns, aber der glänzend schwarze Canope hielt uns in respektvoller Entfernung.

Im arabischen Quartiere begegnete ich einem Begräbniß: mehrere Männer trugen den Sarg, der mit einem bunten Tep-

ich bedeckt war, und sangen einen arabischen Grabgesang, etwa nach der Melodie: „Müller, Müller mahlt er, einen Sad voll Thaler.“ Zwei bis dreihundert verschleierte Frauen liefen hinterher, heulend und zähnelappend; und seidene Tücher hoch in der Luft schwingend. Wenn ihr Geheul ein Maßstab für das eben durch den Tod zerstörte Glück ist, so müssen die Freuden des Ehestandes groß gewesen sein.

Die Bazar in diesem Stadtviertel bestehen aus kleinen schmutzigen Buden, vor denen die Arbeiter mit gekreuzten Beinen sitzen und auf Käufer warten. Auffallend ist die Mannigfaltigkeit der Waaren, aber eine Spezialität scheint keine der Buden aufzuweisen zu können, die nämlichen Gegenstände finden sich überall.

Während der Mittagsruhe sah ich mich nach Schatten und Labung um und fand bald ein großes Kaffeehaus, wo viele Europäer zu verkehren schienen und Wiener Bierseidel auf den Tischen standen. In dem großen Saale war eine Estrade angebracht, auf der fünfzehn junge Wienerinnen mit Pausen und Trompeten ein Konzert gaben. In den Bauen ließen sie sich von den englischen Soldaten den Hof machen und hatten schon eine Menge der zu einem solchen Verkehre unentbehrlichen Nebenarten der englischen Sprache aufgeschnappt.

Das englische Element ist jetzt in Egypten sehr stark vertreten; Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamte, viele Seeleute und vor allem das Militär mit seinem zahllosen Anhang. Die englischen Soldaten sehen auffallend jung, aber doch stramm aus; sie tragen einen weißen Helm, weißleinenen Waffenrock und schottischen Leibgurt. Wenn sie auf Posten stehen oder unter dem Volke sich bewegen, so tragen sie alle den Ausdruck des „civis Romanus sum“ auf der Stirne; die Araber schauen anstarr drein und sehen aus, als ob sie die Ankunft des Mahdi mit Sehnsucht erwarteten.

Die Nacht vom 21. auf den 22. Mai brachten wir schon an Bord des griechischen Dampfers „Epitha“ zu. Am 22., 8 Uhr Morgens, gingen wir bei herrlichem Wetter in See. Nachmittags um 3 Uhr posierten wir drei große, von Port Said kommende Dampfer, um fünf Uhr eine kleine Hüllianische Fregate und Taucher, um 7 Uhr prachtvoller Sonnenuntergang. Nach einer unruhigen Nacht stand ich am 23. früh um 8 Uhr auf und hatte mir zum ersten Male seit den acht Tagen meiner Seereise beim Herausströmen aus der Kaje die Aniescheiben nicht geküsst — es will eben alles gelernt sein. Das schlimmste ist die Luft in den Kabinen des

finden." Von dieser Bestimmung ist nie Gebrauch gemacht worden.

Die Einberufung des preussischen Landtages auf den 15. d. M. ist erfolgt. Früher hatte man diesen Termin als den letzten verfassungsmäßig zulässigen angesehen, da Art. 76 der Verfassung besagt: "Die beiden Häuser des Landtages werden regelmäßig in dem Zeitraum von dem Anfang des Monats November jeden Jahres bis zu Mitte des folgenden Januar und außerdem, so oft es die Umstände erheischen, einberufen." Inzwischen hat das Ministerium schon einmal vor einigen Jahren als "Mitte des Januar" den 16., Mittags 12 Uhr, verstanden und demgemäß die Einberufung angesetzt.

Die Konkurrenz der Buchhausbearbeitung will der Kriegsminister v. Schellendorf — einer Mitteilung aus Altona zufolge — dadurch einschränken, daß die Militär-Schulmachers-Werkstätten aufgehoben und die Arbeiten in Zukunft im Buchhaufe angefertigt werden. Der Buchschneider der Schulmacher des Lehrbataillons in Potsdam ist in Folge dessen zum Vorsteher einer im Buchhaus zu Magdeburg zu etablirenden Werkstatt für die Bedürfnisse des Bataillons ernannt worden. Falls sich die Einrichtung bewährt, soll mit der Einführung derselben weiter vorangegangen werden. Ein an den Vorstand der Schulmacherbörse in Altona ergangenes Birkular forderte außerdem eine Erklärung darüber, in welchem Maße die Innungsmeister im Falle eines Krieges Lieferungen fürs Militär bestimmt zu übernehmen in der Lage seien.

Die deutschen Neuerwerbungen auf Neu-Guinea, Neu-Britannien und Neu-Irland sind, so schreibt man der „Königlichen Btg.“, schon von langer Hand vorbereitet. Bereits vor mehreren Jahren hat sich hier unter Leitung des Geheimen Kommerzienrathes A. v. Hansmann eine Vereinigung von einigen Privatpersonen gebildet, welche die Gründung eines größeren Kolonialunternehmens im westlichen Theile der Südsee plante und vorbereitete. Im Mai 1884 konnte die Ausführung dieses Unternehmens der deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee in Hamburg übertragen werden. Daß dem neuen Unternehmen ausgiebige Mittel zur Verfügung stehen, beweist am besten der Umstand, daß für dasselbe sofort zwei Dampfer angekauft worden sind, um den Dienst ausschließlich an der Nordküste von Neu-Guinea und den Inseln des Archipels von Neu-Britannien und Neu-Irland zu versehen. Der erste Dampfer „Samoa“ ist in Australien selbst gekauft worden, der zweite Dampfer wird auf der Danziger Schiffswerft und Kesselschmiede J. Devrient u. Co. nach dem Kompositensystem mit dreizylinderiger Compound-Dampfmaschine von J. Schichau in Elbing erbaut. Die Nachricht, daß dieser zweite Dampfer für die Samoa-Inseln bestimmt sei, beruht auf Irrthum.

Frankreich.

Frankreichs Ausgaben für Heer und Flotte sind seit dem Kriege von 1870—71 in außerordentlichem Maße von Jahr zu Jahr gestiegen. Im Jahre 1870 betragen sie 309 Mill. Fr., drei Millionen weniger als im Jahre zuvor. Nach dem Kriege, im Jahre 1872 stiegen die Ausgaben auf 450 Millionen, wozu noch über 200 Millionen sogenannte „Liquidationskosten“ kommen. Letzteres bedeutet, daß eine außerordentliche Ausgabe von über 100 Mill. Pfund erforderlich sei, um das beschädigte Material wiederherzustellen, die Magazine wieder zu füllen, Befestigungen zu bauen und die Truppen wieder zu bewaffnen. 1873 wurde der Effectivbestand um 10 000 Mann und 3000 Pferde vermindert, und doch betragen die Ausgaben 459 Millionen Franken. Die Stärke der Armee betrug in dem Jahre 425 000 Mann und 84 000 Pferde, ohne die Gendarmarie und die republikanische Garde. 1874 setzte sich die aufsteigende Bewegung fort, das Kriegsbudget stieg auf 480 Millionen. An der Obergrenze schien ein neues Ungewitter heraufzuziehen zu wollen; Truppen wurden koncentriert, und hierzu kamen noch die Ausgaben, die daraus erwuchsen, daß man die französische Armee mit Ausnahme der unabhängigen Kavalleriedivisionen und einiger Bataillone Chasseurs in 19 Armeekorps eintheilte. 1875 mußte der Kriegsminister 10 Millionen extra verlangen, um die Reorganisation des Heeres weiter auszuführen. In dem Jahre stiegen die Ausgaben auf 493 Millionen. 1876 erreichten die ordentlichen Ausgaben die Summe von 500 Millionen Franken. 1877 verlangte der Kriegsminister, da man die Reserven einberufen mußte, 535 Millionen. Die Kammer bewilligte nur 525 Millionen. 1878 verlangte der Kriegsminister 541 Millionen und erhielt 531 Millionen. 1879 stiegen die Ausgaben auf 553 Millionen, und 1880, da mehr Offiziere und Pferde verlangt wurden, auf 568 Millionen. 1881 hob sich das Budget auf 571 Millionen. 1882 eine Kleinigkeit mehr, 1883 587 Millionen und 1884 605 Millionen. Damit hat man das doppelte erreicht, das vom Kaiserreich ausgegeben wurde, wenn man nur das einfache Budget berücksichtigt und die Liquidationsrechnung nicht in Betracht zieht. Die außerordentlichen Ausgaben sind in diesem Jahre auf 110 Millionen festgesetzt, folglich übersteigt das Budget jetzt die Summe von 700 Millionen. Die außerordentlichen Ausgaben waren in den vorhergehenden Jahren noch größer; für die Artillerie allein wurden 1881 150 Millionen ausgegeben und 1880 für

Nacht, wenn alle Luken geschlossen sind, und ringsum Seebränne liegen; auch die Moskites quälen sehr. Dennoch stieg ich rasch vom Verdeck wieder hinab, da die Matrosen mit Auswaschen desselben beschäftigt waren und die levantinischen Deppassagiere ihre verschiedenen Geschirre und Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten in gar nicht einladendem Zustande herumstehen hatten.

Freitag, den 23., 11 Uhr 25 Minuten, hatten wir endlich Cypern erreicht und gingen in Limassol auf der Rhede vor Anker und wurden in kleinen Booten nach der etwa eine englische Meile entfernten Landungsbrücke gerudert.

Der englische Oberst, mit dem ich von Alexandria hierher reiste, gab mir den Rath, zu versuchen, ob ich im englischen Klub in Limassol unterkommen könne, da kein ordentliches Gasthaus am Plage sei. Durch die Vermittelung unseres Korrespondenten W. wurde ich auch von den anwesenden Klubmitgliedern freundlich aufgenommen, erhielt ein wohlliches Zimmer und fand europäisch zubereitete gute Kost.

Meine Geschäfte liegen mir Zeit und boten mir Gelegenheit, mich zunächst in Limassol selbst umzusehen und die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung zu beobachten.

Die Stadt hat gegen 7000 Einwohner, die Häuser sind schlecht, meist aus Lehm gebaut und der Straße entlang sieht man nur die Mauer, durch die man in den Hof und von da ins Wohngebäude gelangt. Nur wenige Straßen sind gepflastert, und einige Europäer haben in den letzten Jahren Häuser europäischer Stiles bauen lassen. Auffallend war mir die große Anzahl halbfeichter oder halbzerfallener Häuser in Stadt und Land, und ich ließ mir erklären, daß sie das erstarre Kapital vieler kleiner Leute repräsentiren. Hat einer ein Stückchen Geld übrig, so fängt er an zu bauen, so weit es reicht; ein Jahr darauf, wenn es seine Mittel erlauben, baut er die Mauer etwas höher u. s. f., bis vielleicht nach vielen Jahren das Haus zu Stande kommt.

Viele Wohnhäuser indessen, die von außen vernachlässigt genug aussehen, haben prächtige innere Höfe mit Kreuzgängen in schönem Epigraphenstil (Platzlänge aus der Luftspanischen Zeit) und mit Blumenbeeten und Springbrunnen geschmückt.

Noch weder dieser alte innere Glanz, noch der moderne Komfort des Klubhauses bieten hinlänglichen Schutz gegen die Unannehmlichkeiten des Orients. Hitze und Ungeflüster wurden schon Ende Mai von Tag zu Tag unerträglich; gegen

andere militärische Zwecke 169 Millionen. Das Spezialkorps für Tunis kostete 1884 außerdem noch 20 Millionen. Für 1885 sind 596 Millionen für den ordentlichen und 85 Millionen für den außerordentlichen Etat ausgesetzt. Dies zeigt eine kleine Herabminderung, aber 2 neue Regimenter sind bereits für Longking geschaffen worden, der Anfang einer Kolonialarmee. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß die Militärausgaben für 1885 noch bei weitem größer werden als im Jahre zuvor. Für die Flotte wurden 1870 162 Millionen ausgesetzt, 1871 164 Millionen, 1872 132 Millionen, 1873 148 Millionen, 1874 153 Millionen, 1875 155 Millionen, 1876 165 Millionen, 1877 185 Millionen, 1878 189 Millionen, 1879 192 Millionen und außerdem noch 21 Millionen außerordentliche Ausgaben. 1880 stiegen die gesammten Ausgaben für die Flotte auf 213 Millionen, 1881 auf 188 Millionen, 1882 auf 205 Millionen, 1883 284 Millionen, 1884 271 Millionen und für das nächste Jahr verlangt der Marineminister 280 Millionen. Außerdem muß die Marineartillerie konstruirt werden, was 65 Millionen kostet. Das französische Gesamtbudget beläuft sich auf über 4 Milliarden Franken, das deutsche auf etwas über 2 Milliarden, das englische auf etwas unter 2 Milliarden. Hierfür muß jeder Franzose jährlich 109 Franken an den Staat zahlen, jeder Engländer 58 Franken und jeder Deutsche 54 Franken. Die Nationalschuld Frankreichs beträgt 30 Milliarden Franken, die Englands 19 Milliarden und die Deutschlands 4 Milliarden. Jeder Franzose schuldet 859 Franken, jeder Engländer 579 Franken und jeder Deutsche 99 Franken — Das giebt zu denken!

Großbritannien.

Der Präsident des Handelsministeriums, Chamberlain, wohnte gestern Abend einem von Arbeitern abgehaltenen Meeting bei, das über die deutschen Kolonial-Erwerbungen verhandelte und erklärte dabei, England dürfe sich nicht darüber beunruhigen, daß Deutschland von einigen unbedeutenden Gebieten Besitz ergriffen habe, welche England nicht erwerben zu sollen geglaubt habe. England habe seiner Verpflichtungen gegen seine Kolonien nicht vergessen, sei aber nicht berechtigt, Annerkennung fremder Mächte zu verhindern. Falls jedoch die Rechte und Freiheiten der australischen Kolonien bedroht sein sollten, werde England einschreiten für dieselben eintreten.

Afrika.

Die „Bohemia“ theilt folgendes Telegramm aus Alexandria, 4. Januar, mit: Der Aethioper hat die Nachricht erhalten, daß der Mahdi einen seiner tüchtigsten Generale, den Emir Nur Angara, mit einer in der Provinz Sennar angeworbenen Armee von 12 000 Mann Infanterie und 3000 Reitern nach dem Norden abgeschickt habe, damit derselbe an einem geeigneten Punkte des Nil das britische Expeditionskorps erwartete. Diese Truppen sind durchweg wohl ausgerüstet, mit Remington-Gewehren bewaffnet, haben bereits das oberhalb Chartum gelegene Städtchen Halfaja passirt und bei Bengaga, südlich Berber, eine feste Stellung bezogen. Der Aethioper benachrichtigte den General Wolseley von diesem bedrohlichen Unternehmen des Mahdi und es soll nicht unmöglich sein, daß Wolseley demgemäß seine Route ändert, um mit dem feindlichen Korps zusammenzutreffen.

Amerika.

Der Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika hat gestern seine durch die Weihnachtsferien unterbrochenen Sitzungen wieder aufgenommen. In dieser ersten Sitzung — so schreibt die „Post“, Btg. — hat sich bereits gezeigt, wie unwillig die republikanischen Repräsentanten die neuesten Pläne der Berliner Konferenz in Bezug auf den Kongostaat aufgenommen haben. In der Repräsentantenkammer wurde eine Resolution eingebracht, durch welche erklärt werden soll, daß eine Allianz, wie sie durch die Verhandlungen der Berliner Konferenz angezeit werde, der traditionellen Politik der Vereinigten Staaten widerspreche. In der Resolution wird sodann an den Präsidenten Arthur das Ersuchen gerichtet, der Kammer Aufklärung zu geben über die Ernennung der amerikanischen Delegirten zu der Berliner Konferenz, sowie darüber, ob die Instruktionen der Delegirten irgendwelche Vorbehalte oder Einschränkungen in Bezug auf die Ausübung ihrer Befugnisse als Delegirte enthielten, oder ob dieselben unbeschränkte Vollmacht, als amerikanische Delegirte zu handeln, erhalten hätten. Die Resolution verlangt ferner Auskunft über die für den neuen Kongostaat in Aussicht genommene Regierungsform und fordert den Präsidenten Arthur auf, seine Ansicht darüber auszusprechen, ob die Theilnahme der amerikanischen Delegirten an den Beratungen der Berliner Konferenz die Vereinigten Staaten nicht etwa hindern würde, sich gegen die Berechtigung etwaiger Allianzen zu erklären, welche die europäischen Souveräne in Zukunft eingehen könnten, um auf dem afrikanischen Kontinent Regierungen in der von ihnen für angemessen erachteten Form einzusetzen. — Gleichzeitig meldet eine Depesche aus New-York von gestern, daß die Kriegsschiffe „Lancaster“ und „Kearjorge“ Beisch erhalten haben, zum Schutze der amerikanischen Interessen an der westafrikanischen Küste zu kreuzen, daß jedoch, wie die betreffende Depesche bemerkt, irgend welche besondere Bedeutung dieser Maßregel nicht beigelegt werde. Zusammen sammeln sich an den afrikanischen Küsten die Kriegs-

die Schnaden ist man in Nacht wenigstens durch Kostitovorhänge geschützt, aber gegen die zahllosen Flöhe ist man hilflos. Frau Oberst L., die auch im Klubhaus wohnte, trat einmal mit einem weißen Reittleide in den Saal, und in wenigen Augenblicken hatte sich am Saum des Rockes eine bewegliche schwarze Borstbüsche gebildet. Aus dem Brode sogar muß man die eingeborenen Flöhe herausfinden. Alle Getränke sind lauwarm; mit einer wunderbaren Eismaschine, die man vor drei Monaten aus Birmingham kommen ließ, versuchte man vergebens, Eis zu produziren.

Im gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr bringt europäisches und orientalisches Wesen in eigenthümlicher Weise durcheinander. Bei einigen eingeborenen Geschäftsfreunden stellte ich mich am Tage meiner Ankunft vor. Hr. C. ist sehr stolz auf seine verschiedenen Würden und Aemter, und hält für jedes einzelne ein besonderes Bureau. Schließlich mußte ich auch sein Privathaus besuchen und die Bekanntschaft seiner Frau und seiner Töchter machen, die ihr „grand morceau“ auf dem Klavier spielen mußten. Vor dem Jahre 1876 waren Klaviere auf der Insel unbekannt.

Hr. C. übernahm meine Einführung in verschiedenen anderen Häusern, und überall fand ich die höflichste Aufnahme. Man überhäufte mich mit Aufmerksamkeit, und die Besuche nahmen kein Ende; sehr drollig machte es sich für unsere abendländische Nächternheit, wenn mir des Morgens von den Geschäftsfreunden Blumen und Früchte gereicht wurden, so daß ich mir vorkam, wie das Mädchen aus der Fremde. Bei jedem Besuche reichte die Dame oder Tochter des Hauses eine Schale mit Rosenkondituren oder Honig, aus der reihum gelöffelt wird; der Hausherr dreht unterdessen die obligaten Zigaretten und dann wird noch eine kleine Tasse türkischen Kaffees getrunken. Ablehnen darf man aus Höflichkeit nicht, und wenn sich die Sache an einem Nachmittage sechs- bis zehnmal wiederholt, so können die böhsartigsten Folgen für einen noch nicht akklimatisirten Magen nicht ausbleiben.

Geschäftlichen Auseinandersetzungen gehen die Herren Kaufleute so lange wie möglich aus dem Wege, verschoben von einem Tag auf den anderen und kommen immer wenigstens eine Stunde später als sie versprochen haben. Die meiste Zeit sitzen sie in den Cafés, rauchen und trinken dazu Kaffee und Kaffee, wofür 4 Pfennige per Tasse bezahlt werden. Ueberhaupt scheinen alle Lebensmittel außerordentlich billig zu sein, wie ich mich auf dem Markt überzeugen konnte.

schiffe aller Nationen, und das geschieht, wenn auch eine besondere Bedeutung diesen Maßregeln nicht beigelegt werden soll, doch auch nicht zum bloßen Vergnügen.

Lokales.

Er. Endlich hat es den Anschein als wollte der Winter nun doch sein wahres Gesicht zeigen, bis jetzt hat er so zimperlich, als fürchtete er sich, einmal mit einem tüchtigen Frost hervorzukommen. In vieler Beziehung thut er ja sehr recht daran, man schilt ihn gewöhnlich hart und erbarmungslos, er scheint aber doch ein mitleidiges und gefühlsvolles Herz namentlich für die Armen zu haben, er weiß genau, daß der Frost und die Kälte noch weher thun als der Hunger. Aber es ist doch kein richtiger Winter, wenn der Schnee nicht unter den Tritten knirscht, wenn Flüsse und Seen nicht in spiegelblanker Glätte erglänzen, lieber doch noch ein gesunder tüchtiger Frost als das nebelgraue, nagelste Wetter, wie es uns der Winter bisher gebracht hat. Namentlich ist eine derartige Bitterung für unsere Jugend verhängnißvoll, die Jungen, die sich am Liebsten mit Schneebällen werfen oder auch auf dem Eise herumtummeln, müssen ihre freie Zeit in der dumpfen Stube verbringen, sie werden dann den Eltern und sich selbst zur Last. Ohne Schlittschuhlaufen ist der Winter kein richtiger Winter, leider bietet sich in einer Millionenstadt selbst bei günstigem Wetter doch immer nur für einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Bevölkerung Gelegenheit für dieses gesunde anregende Vergnügen. Was ist eine Eisbahn, und wäre sie noch so ausgedehnt, gegen die weite Fläche eines Sees, was der Bretterzaun, der die Tummelplätze der Berliner Schlittschuhläufer gewöhnlich umschließt, gegen die welligen Ufer eines Flusses, die von Schnee bedeckt im Glanze der Winter Sonne wie mit Millionen Perlen besät erscheinen? Wer hat in einer Weltstadt mit dem ewig röstlichen Jagen nach Etwas, mit der nimmer aufhörenden Sorge um das tägliche Brod, die Möglichkeit, eine Winterlandschaft im Glanze des Mondes zu bewundern? In den feineren Kolossen, die von dem Keller bis unter die Dachfenster vollgestopft sind mit Menschen, fühlt man nur die Kälte, nur den schneidenden Wind, der mit schlecht schließenden Fenstern und undichten Thüren klopert, — den eigentlichen Winter mit seiner fesselnden Schönheit und seinen Annehmlichkeiten kennt man nicht. Kann die flackernde Laterne, das moderne Glühlicht, das sanfte, stetige, in magischen Silberstrahlen glänzende Licht des Mondes erlösen, das mit seinen geisterhaften, zitternden Schatteln der Winterlandschaft einen so eigenartigen Anstrich verleiht? Was bedeutet das leere, salomonische Geplauder auf den modernen Eisbahnen gegen das geheimnißvolle, flüsternde Rauschen des Abendwindes, wenn er verstoßen durch das trodene Schilf streicht? Das Alles hat man in Berlin freilich nicht, dafür sind aber die Eisbahnen die Rendezvous-Plätze für alle heimlich und öffentlich Liebende, hier ist die Börse, wo schwächende Blicke gegen warme Händedrucke, feurige Küsse, bisweilen auch gegen schallende Ohrfeigen eingetauscht werden. Es wäre doch so langweilig, wenn das Leben ausschließlich aus angenehmen Stunden zusammengesetzt wäre. In einem Punkte ist der Provinzialer dem Berliner im Winter in Bezug auf das Verliebtein außerdem noch entschieden „über“. Auf welcher Eisbahn in Berlin kann man z. B. die Angebetete seines Herzens nach allen Regeln der Kunst „Schlittenfahren“? Tausend neugierige Augen begaffen den Kühnen, man hat fernerhin auf einer überfüllten Eisbahn nicht einmal den Platz, seinen Gefühlen in würdiger Weise Ausdruck zu geben. Welche Parthei kann man jedoch in der Führung eines Schlittens entwickeln, wenn man unbeobachtet, allein, ganz allein mit dem Gegenstand seiner Begehrung auf weicher Glätte weilt? Wie hübsch kann man dahinjahren, wenn es gilt, ihr einen annähernden Begriff von der Stärke seiner Leidenschaft zu geben, mit welcher rasender Schnelligkeit fliegt man in einem solchen Falle über die spiegelglatte Fläche einer überschwemmten Wiese dahin, — und wie abkühlend und erfrischend wirkt es nicht, wenn sich Braut, Bräutigam und Schlitten in einem Eisloch wiederfinden? Das ist die wahre Poesie des Winters, des Schlittschuhlaufens und des Verliebteins, — diese aber wird man vergeblich auf den künstlichen Eisbahnen der Metropole der Intelligenz suchen. —

Ueber das Studenten-Duell bringt die „Nat.-Btg.“ noch folgende Einzelheiten: Der so jäh aus dem Leben Gerissene ist der stud. math. Holzappel, zweiter Vorsitzender des Vereins deutscher Studenten. Sein Gegner, der den unglücklichen Schuß abgab, der stud. phil. Alfred Dehlie, der sich sofort selbst der Behörde gestellt hat, ist Führer der freien wissenschaftlichen Vereinigung der Universität. Schon aus der Angabe der Stellung, welche sie in den studentischen Vereinen einnehmen, erhellt, daß dem traurigen Rencontre andere als vom persönlichen Rivalen zu Grunde gelegten haben, daß nur aus dem durch politische Meinungsverschiedenheiten unterwühlten Boden eine gerechte Stimmung erwachsen konnte, die zu dem verzweifelten Mittel des Pistolenduellis führte. In der That hören wir denn auch, daß das geistige Duell bereits das dritte

Die griechischen Bauern und Bäuerinnen sitzen dort mit gespreizten Beinen, einen riesigen Rosenkranz zwischen den Fingern, und halten die Produkte ihrer Gärten und Geflügelhöfe feil. Die Gemüse sind in dieser Jahreszeit meist die Gurken- oder Kürbisarten, die man auch in Südfrankreich kennt; auch sah ich viel Samsfaat, die ins Brod gedachten wird, und Körbe voll getrockneter Koffinen.

Die türkischen Frauen schleichen wie weiße Phantome in den Strohen umher, nur die schlauen Augen bezeugen das Leben in ihnen; selbst die ärmste Türkin kleidet sich hier schneeweiß, und wenn bei der Arbeit der Pispel des Gewandes, der den unteren Theil des Gesichts verhüllt, sich verschoben hat, so zieht sie ihn bei Annäherung eines Mannes schnell wieder hinauf. Man sieht sie häufig mit Feldarbeit beschäftigt und dabei natürlich unverkleidet.

Ueber Sitten und Charakter eines Volkes kann man in vier Wochen kein vollgiltiges Urtheil gewinnen; meine Ansichten beanspruchen daher nicht den Werth voller Objektivität. Doch muß ich sagen, je mehr ich von den Cyprioten sah, desto weniger sympathisch wurden sie mir. Es gab bis vor kurzem auf der ganzen Insel keinen Juden — ein Beweis, daß die Bewohner ebenso schlau oder noch schlauer sind, echte Nachkommen des listigen alten Griechenvolkes. Wie lose dabei die Sitten sind, kann man aus hundert Umständen merken. Am auffallendsten war mir folgendes: Ich machte mit C., der mir manchmal als Dolmetscher dient, bei einer der ersten griechischen Familien einen Besuch; auf der Treppe begegnete mir einer niedlichen kleinen Mulattin, die ich ansprach, indem ich ihr die Hand gab, worauf sie lachend ihre weißen Zähne zeigte. C. erzählte mir: C'est un enfant secret, que M. C. a eu avec une deses servantes. Auf meine erstaunte Frage, wie denn ein solches Kind im Hause behalten werden könne, sagte er: dieses Verhältniß komme in den meisten Familien vor, die rechtmäßige Gattin habe nichts dagegen, und die Kinder wachsen unter den Diensthöfen so gut wie Leibeigene auf, denn Lohn bekommen sie nie.

Sobald man hier die Städte verläßt und ins Innere der Insel geht, findet man alles im Urzustande. Die irdenen Gräber sind fast genau noch so, wie vor 2000 oder 3000 Jahren, d. h. wie man sie jetzt in den Gräbern aus verschiedenen Theilen alter und von verschiedenen Völkern auf Cyprien findet, und wenn man eine cyprische Bäuerin mit dem Krug auf der Schulter vom Brunnen kommen sieht, so glaubt man eine der vielen Darstellungen der Hebeila vor sich zu haben.

in einer ganzen Reihe von fünf Forderungen gewesen ist, die Dehlie gegen die Mitglieder des Ausschusses der Berliner Studentenschaft zu führen beabsichtigt. Der Gedächtnis erhielt von Dehlie, der ein guter Schütze ist und auch in den früheren Kämpfen seinen Gegnern schwere Verletzungen beigebracht hat, einen Schuß in die rechte Brust. Die Kugel nahm ihren Lauf bis in die Leber und führte den fast augenblicklichen Tod des Unglücklichen herbei. Der Sekundant und der Arzt versuchten vergeblich, die Leiche auf der nächstgelegenen Polizeiwache niederlegen zu dürfen. Sie mußten sie schließlich nach dem Leichenhause der königlichen Anatomie bringen, wo zunächst eine Besichtigung der Wunde stattfand. Dabei stellte sich denn heraus, daß der Schuß eine Brieftasche und die darin befindliche Photographie einer jungen Dame durchbohrt hatte. Die Photographie wieder zu erlangen war das eifrige Bestreben des erschütterten Sekundanten. Denn immer wieder kam er und immer aufgeregter um dieselbe bittend zurück, bis er zuletzt verhaftet werden mußte. Der Gedächtnis war in akademischen Kreisen allgemein bekannt. Als man seine Leiche nach der Morgue brachte, war sie noch ganz warm. Sein feines geschnittenes Gesicht sah bleich, aber sehr entschlossen aus. Das Begräbnis des im Duell Erschossenen scheint sich zu einer großen Demonstration des Vereins deutscher Studenten gestalten zu wollen. Der Ausschuß, welcher aus Mitgliedern jenes Vereins besteht, fordert durch einen großen Anschlag am schwarzen Brett zu zahlreicher Beteiligung am Begräbnis auf. Der Gegner ist Mitglied der freien Vereinigung. Nachdem sich die Gegensätze bis zum Todtschlag aufgespielt haben, machen sich immer mehr Stimmen geltend, welche die Schlichtung jeder studentischen Verbindung mit politischem Anstrich fordern.

Der Kampf bei den Konservativen. „Die längst erwartete Auseinandersetzung im Schooße der sogenannten Berliner konservativen Bewegung, schreibt man der „B.Z.“, ist erfolgt. Mehrere große Vereine waren schon lange mit der Führung des konservativen Zentralkomitees, gewöhnlich CCC genannt, unzufrieden. Man warf ihr vor, daß Eitelkeit und Schulmeistererei bei ihr eine Rolle spielten und daß sie sich von einem großen Geldpender zu sehr beeinflussen lasse. Das CCC büßte um so mehr an Autorität ein, als es auch an den drei Abgeordneten Wagner, Sücker und Gremer keine Stütze fand. Die Häupter des CCC wollten in der gestrigen Versammlung von Vereinsdelegierten und Vertrauensmännern, in der von vornherein die Opposition die Mehrheit zu haben schien, den Plan einer Neuorganisation — es handelte sich um Errichtung eines ganz Berlin umfassenden Wahlvereins — durchberaten und zur Annahme gelangen lassen. Die Versammlung endigte damit, daß nach einem hitzigen Angriff auf den Abg. Wagner, dem u. A. Lindensbarth vorgeworfen wurde, obgleich nach Meinung der Opposition vielmehr die Berliner Bewegung dem Genannten verpflichtet sei, der in seiner Hausheerwürde sich verletzende Vorsitzende, Prof. Brecher, dessen Geschäftsführung es nicht gelungen war, seiner Meinung zum Siege zu verhelfen, die Sitzung niederlegte und sich entfernte. Das CCC darf nunmehr wohl als aufgelöst betrachtet werden. Ob es gelingt, die Gegensätze wieder zu versöhnen, ist fraglich, da es an einer allseitig imponierenden Autorität fehlt.“

Die Arbeiten auf dem Terrain des zukünftigen Reichstagsgebäudes am Königsplatz sind seit zwei Tagen wieder eingestellt worden. Veranlassung hierzu gab der fortwährende Beschmelz der Winterwitterung, welcher eine Fortsetzung des Baues beim besten erforderlichen Solidität bedingte. Jedenfalls haben die Bauleiter durch die wiederholte Aufnahme der Arbeiten bewiesen, daß sie nur ungern eine Störung in den Arbeiten eintreten lassen und damit einer großen Anzahl von Bauhandwerkern den Verdienst entziehen. Jetzt dürfte aber eine längere Pause eintreten, denn die bisher ausgeführten Fundamentmauern sind sämtlich mit einer Lage von Ziegeln und Sand bedeckt worden, um so das Eindringen der Kälte zu verhindern. Wie feucht der Boden hier übrigens ist, beweist die Tatsache, daß bis jetzt ca. 5000 Stämme in den Boden gerammt werden mußten, um die Fundamentmauern errichten zu können. Erst nach dem Abbruch des noch stehenden gebliebenen südlichen Flügels des Rocznyski'schen Palais, mit welchem erst in etwa 4 Wochen der Anfang gemacht werden soll, wird es sich zeigen, ob auch hier der Grund und Boden ebenso wasserhaltig ist und das Eintreten von Pfählen notwendig macht. Allem Anschein nach ist das der Fall. Zur Bauausführung waren bekanntlich bis zum 1. April 1885 im Ganzen 3,050,000 Mk. zur Verfügung gestellt, da man hoffte, bis zum Ablauf des verfloffenen Jahres den größten Teil der Fundamente und einen Teil des Kellermauerwerks zu vollenden, eine Ansicht, die sich nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht erfüllt hat. Inwieweit die Erwartungen, den Bau in diesem Jahre so weit zu fördern, um mit Ablauf desselben das halbe Untergeschoß fertigzustellen und im Jahre 1886 das Untergeschoß zu vollenden und den größten Teil des Hauptgeschosses herzustellen, sich erfüllen werden, bleibt nach den bisherigen Erfahrungen abzuwarten. Interessant dürfte noch die Bemerkung sein, daß das auf dem ausgeschachteten Boden stehende Grundwasser, welches eine ziemlich große Fläche bildet, gestoren ist und so eine mindestens ebenso große Eisbahn abgeben dürfte, wie sie in vielen hiesigen Gartenlokalitäten dem Publikum zur Benutzung empfohlen werden.

Die neue Station Thiergartenhof der Stadtbahn zeigt vom ersten Augenblick ihrer Errichtung an eine starke Frequenz. Die Abonnenten der Charlottenburger Pferdebahn sind ihr zum großen Teil unterzogen geworden. Ein klein wenig trägt sie indes der Konkurrenz Rechnung, indem sie den Fahrpreis von der Kanalbrücke an von 25 auf 15 Pf. erniedrigt hat. Und da die Fahrgäste über Zug klagen, so hat man an einem Bogen probeweise Fenster- und Thürbelleudungen von grünem Wolstoff angebracht. Der Witz der Stammgäste hat ihn sofort den „grünen Bogen“ getauft.

Im Berliner Asyl-Verein für Obdachlose nährten im verfloffenen Monat Dezember im Männer-Asyle 1161 Personen, davon badeten 1993 Personen; im Frauen-Asyle 1567 Personen, von denen badeten 208 Personen. Im Dezember 1883 nährten im Männer-Asyle 9238 Personen, davon badeten 2010 Personen, und im Frauen-Asyle 1920 Personen, davon badeten 244 Personen.

Die Dungsgruben auf dem städtischen Zentralviehhof müssen nach den Berechnungen wirkliche Goldgruben sein, wenn der Pachtertrag 6,900,000 Mk. betragen würde. Doch dem ist nicht ganz so. Die „Nat. Ztg.“ meldete allerdings, daß für den Zentner Dung 23 Mk. vereinnahmt seien; doch ist es wohl keinem mit landwirtschaftlichen Verhältnissen einigermaßen vertrauten eingefallen, diese Summe für richtig zu halten, vielmehr aber, daraufhin Berechnungen anzustellen. Es hat einfach wieder einmal der Druckerfuss seinen Spud getrieben und aus den Fingern den Wert gemacht, also 23 Pf. pro Zentner. Zur näheren Orientierung über die Erträge der städtischen Dungsgruben diene die Mitteilung, daß dieselben im Betriebsjahre 1882/84 die Summe von 49,354 Mk. abgeworfen haben und 2876 Mk. mehr, als im vorhergegangenen Betriebsjahre, welches Erträge nicht zu verachten ist, wenn es auch nicht die so hoch ausgerechnete Summe erreicht hat.

80 Japaner in Berlin. Es hat sich nach und nach, so schreibt man der „West-Ztg.“ von hier, — recht bezeichnend für den internationalen Charakter Berlins, welcher immer mehr hervortritt — eine kleine japanische Kolonie in einer Stärke von zirka achtzig Personen in unserer Hauptstadt angesammelt. Die dort lebenden Japaner sind zum Teil junge Leute und studieren auf Kosten ihrer Regierung Jura, Medizin oder beschäftigen sich mit Politik und den Einrichtungen des Post- und Telegraphenwesens. Auch dem Studium der lokalen Verhältnisse scheinen die ostasiatischen Gäste mit großer Gewissenhaftig-

keit obzuliegen, denn man kann sie häufig truppweise in den Theatern, im Café Bauer und Vergnügungsetablisments aller Art sehen. Das Weihnachts- und Neujahrsfest ist von den Japanern feierlich begangen worden. Am Weihnachtsabend fand im Hause des Gesandten Noki — dem natürlichen Mittelpunkt der japanischen Welt — eine große Bescherung für die Mitglieder der Kolonie, und zwar ganz nach deutscher Sitte unter einem düstigen grünen Monstertannenbaum statt. Hierbei waren es, neben Pfefferkuchen und anderen Süßigkeiten und kostbaren Produkten der vaterländischen Industrie, auch Geschenke von spezifisch deutschem Charakter, wie zum Beispiel Schiller's Gedichte in kostbaren Einbänden, die den zur Bescherung Geladenen überreicht wurden. Es schloß sich hieran ein Mahl, das nach japanischer Art zubereitet war. Herr Noki — der Name bedeutet „grüner Baum“ — und seine deutsche Gemahlin, die etwas Japanisch spricht, machten in liebenswürdigster Weise die Honneurs. Auch der erste Gesandtschaftsattaché, Herr Tanaka, der ebenfalls ein Deutscher, eine Magdeburgerin, zur Frau hat, veranstaltete in seinem Hause eine Weihnachtsfeier von allerdings mehr privatem Charakter. Die jungen Japaner, welche sämtlich in angesehenen Familien untergebracht sind und einen sehr herrlichen Verkehr mit ihren Wirtinnen unterhalten, erhielten auch zu Hause allerlei Geschenke und revanchierten sich durch japanische Fächer, Tischdecken aus Papier, Teller, kunstvoll durchbrochene Zigaretten aus Schildpatt, Bilder auf Gaze, Seide und Papier u. d. Die deutsche Kost mündet den Japanern trefflich und ihre nationale Vorliebe für Reis und Thee findet in den meisten Familien Berücksichtigung. Sie jungen Japaner zeichnen sich durch einen eifrigen Fleiß aus. Die Jagen bis tief in die Nacht hinein über den Büchern und machen namentlich im Deutschen rasche Fortschritte. Nicht amüsan ist, daß auch die Berliner Familien von dem Aufenthalt ihrer fremdländischen Gäste profitieren und ihre Sprachkenntnisse durch eine Anzahl japanischer Brocken nach und nach bereichern. (?)

b. Bei Gaslicht und feuchtem Nebel sah man gestern wieder einmal die Kinder, selbst die kleinen sechsjährigen, zur Schule gehen. Und da wundert man sich, daß die Diphtheritis in Berlin so stark grassiert. Der medizinisch-pädagogische Verein beschäftigt sich mit dem Problem der besten Schulformen mit Lüftung und Heizung. Er sollte auch einmal den Einfluß der feuchten Dezember- und Januar-Morgennebel auf Hals und Lungen der heranwachsenden Generation in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen. Die Herren Rektoren haben Amtswohnungen in den Schulgebäuden und daher empfinden sie diesen Uebelstand nicht.

Ein Eisenbahnfrevler, der leicht großes Unglück hätte anrichten können, wird aus Hermsdorf an der Nordbahn gemeldet. Als am 29. Dezember Abends gegen 11 Uhr ein Bahnwärter die Strecke zwischen Hermsdorf und Dalldorf revidierte, fand er unweit einer Wärderbude einen großen Stein und eine Stange zwischen den Schienen liegen. Bei genauer Untersuchung ergab sich, daß die Stange, woran sich ein Strohwisch befand, an der Innenseite der Schienen aufgespielt gewesen und, da sie wegen des gefrorenen Bodens nicht tief eingesteckt werden konnte, vom dem Stein gehalten worden war. Der kurz vorher vorübergegangene Zug hatte den Strohwisch umgeworfen und den Stein weggeschoben, so daß eine Entgleisung verhindert wurde. Der Wärter holte den Gendarm Schröder zu Hilfe und beide fanden an der bezeichneten Stelle der Bahn Fußspuren, die sie bis nach Hermsdorf verfolgen konnten und die auch schließlich die Entdeckung des Thäters in der Person eines dort ansässigen „Arbeiter“ ermöglichten. Derselbe hat auch die That eingestanden und angegeben, daß er angetrunken gewesen sei und sich nur einen Spaß habe machen wollen. (?)

N. Vier gestohlene Schweine. Ein äußerst frecher Diebstahl ist gestern Abend auf dem neuen Viehhof verübt worden. Ein in der Ballisadenstraße wohnender Schlächtermeister T. hatte am Vormittag auf dem Viehhof vier Schweine gekauft und dieselben einem Beamten zur vorläufigen Verpflegung übergeben. Als der Beamte am Abend die Vorstiere füttern wollte, fand er zu seinem größten Entsaunen den Stall leer. Die sofort eingeleiteten Recherchen hatten keinen Erfolg.

N. Der Führer eines Postpäcktwagens geriet gestern Abend in der Kochstraße unweit der Wilhelmstraße in direkte Lebensgefahr. Während seiner Fahrt wurde der Kutscher auf dem Bod pögllich von Krämpfen befallen und wäre zweifellos von seinem erhöhten Platz zur Erde gestürzt, wenn nicht Passanten die Pferde aufgehalten und den Ohnmächtigen aus seiner gefährlichen Lage befreit hätten. Erst nachdem dem Kutscher in einem Hause ärztliche Hilfe zu Theil geworden und er sich erholt, konnte er die Führung seines Gespannes wieder übernehmen.

g. Ein undankbarer Schuldner ist der Tischlergeselle K., welcher sich von dem Destillateur G. einen Geldbetrag geliehen und denselben trotz wiederholter Mahnungen nicht zurückzahlen wollte. G. begab sich nun gestern Abend wiederum zu K., welcher sich in einer Herberge in der Driemännchenstraße aufhält. Anstatt zu bezahlen oder sich doch wenigstens zu entschuldigen, ergriff K. einen Hobel, mit welchem er auf G. einschlug und diesem durch das vorstehende Eisen, die Schenkel, mehrere Verletzungen an den Händen beibrachte, so daß G. ärztliche Hilfe nachsuchen mußte.

a. Ein Palettmarder ist in der Nacht vom 4. zum 5. d. Mts. in flagranti ergriffen und festgenommen worden. Der stillschweigende Hausdiener und frühere Hutmacher Richter hatte sich in der fraglichen Nacht in das W. 'sche Restaurant in der Marktgrafenstraße begeben, und nach kurzem Verweilen in demselben hatte er sich mit zwei Ueberziehern über dem Arm und einem neuen Hut auf dem Kopfe, während er seinen alten Hut in der Hand trug, aus demselben durch einen Hofausgang entfernt. In diesem Aufzuge wurde er aus dem Hause tretend von einer Dame gesehen, welche, in der richtigen Annahme, daß die Sachen gestohlen seien, eilig in das Lokal trat und einen Kellner auf den Ausgetretenen aufmerksam machte. Gleichzeitig bemerkte einer der bestohlenen Gäste seinen Verlust, und der davon in Kenntniß gesetzte Kellner eilte dem Diebe nach, den er in der Marktgrafenstraße zwischen der Zimmer- und Schützenstraße ergriff und nach der nächsten Polizeiwache brachte. Die beiden gestohlenen Ueberzieher wurden den Eigenthümern zugestellt, dagegen konnte ein Eigenthümer zu dem neuen Hut nicht ermittelt werden.

a. Ueber die Entstehung und den Verlauf der Gas-Explosion in dem Hause Anhaltstraße 6 haben die näheren Feststellungen folgendes ergeben: Als vorgestern gegen Dunkelwerden das Gas in den Fluren des Vorderhauses angezündet wurde, flackerten die Gasflammen sehr und auf eine an den Gasleitungsfabrikanten, welcher im vorigen Jahre die Gasleitung im Hause gelegt hatte, gerichtete Anfrage wegen Abhilfe dieses Mangels, ließ dieser sagen, man möchte aus dem Wasserbad des Hauptrohrs im Keller des Hauses Wasser ablassen. Hierauf begaben sich der bei dem Hauseigenthümer beschäftigte Bauführer Borchert mit dem Portier Siegemann nach dem Keller. Letzterer führte eine Laterne bei sich, die er aber im Keller mehrere Schritte entfernt von dem Hauptrohr an der Wand anbing. Der Verschluß des Wasserbades wurde geöffnet und das Wasser floß ab. Das dem Wasser nachdrängende Gas entzündete sich aber, und das Feuer verbreitete sich über den Keller und erfaßte die Holzgitterverschlüsse und die Strohpäckungen der Weinoorräthe, da beide Personen den Wasserbad nicht zu verschließen vermochten und das Gas aus dem Hauptrohr ungehindert herorkam und dem Feuer neue Nahrung gab. Inzwischen hatte der Portier die Feuerwehr requirirt, und vier Feuerwehrmänner drangen unter der Leitung des Borchert nach der Brandstätte vor. Kaum waren sie da angelangt, so erfolgte eine Explosion und einige Minuten spä-

ter eine zweite Explosion. Borchert und die vier Feuerwehrmänner erhielten Brandwunden am Kopfe, welche ein herbeigerufenen Arzt für leichte Verletzungen erklärte. Nach Verschluß des Hauptgasrohrs wurde jede weitere Gefahr beseitigt und das Feuer wurde in kurzer Zeit gelöscht.

Polizei-Bericht. Am 5. d. M. Vormittags versuchte ein Dienstmädchen in der Gormannstraße sich mittelst Zuckersäure zu vergiften. Es wurde noch lebend nach der Charitee gebracht. — An demselben Tage Nachmittags trank der 17½ Jahre alte Knabe Deeg in der Wohnung seiner Eltern, Piniestraße 140, aus einer Flasche, welche ein kurz vorher ausgezogener Nießer auf dem Fensterbrett stehen gelassen hatte und in welcher sich Chloroform mit Bilsenkrautöl befand. Das Kind verfiel in Folge dessen in Krämpfe und mußte in anscheinend lebensgefährlichem Zustand nach der königlichen Klinik gebracht werden. — Um dieselbe Zeit wurde die 5 Jahre alte Tochter des Malers Mellin, Straußbergerstraße Nr. 25 wohnhaft, in der Großen Frankfurterstraße beim Ueberstreifen des Fahrdammes von einem Arbeitsfuhrwerk überfahren und erlitt dabei einen Bruch des linken Oberschenkels. Sie wurde nach dem Krankenhaus im Friedrichshain gebracht. — Zu derselben Zeit fand im Keller und Parterregechoß des Hauses Anhaltstraße Nr. 16 ein kleines Feuer statt, wobei durch eine Gasexplosion ein Oberfeuermann, drei Feuerwehrmänner, sowie ein Bauführer mehrfache, jedoch nur leichte Brandwunden erlitten. — An demselben Tage Abends wurde der Schloßer Ring in der Wohnung seiner Schwester, der Schankwirthin Scholke, Andreasstraße Nr. 70, von einem Glasergesellen nach vorangegangener Streit vermittelst eines Hobelsens durch fünf Stiche in den linken Arm bzw. in den Rücken so schwer verletzt, daß er nach Anlegung eines Nothverbandes nach dem städtischen Krankenhaus im Friedrichshain gebracht werden mußte. — Um dieselbe Zeit wurde ein unbekannter, anscheinend dem Handwerkerstande angehöriger Mann vor dem Hause Potsdamerstraße Nr. 136 von einer Drochse umgestoßen, wobei er vor einen gerade vorüberfahrenden Omnibus zu liegen kam, so daß er überfahren wurde und eine schwere Verletzung am Kopfe erlitt, in Folge deren er auf dem Transport zur Charitee verstarb. — An demselben Abend gerieth in einer Wohnung des Hauses Reanderstraße Nr. 14 der angezündete Weihnachtsbaum in Brand, und wurden durch das Feuer auch in der Küche stehende Möbel in Brand gesetzt. Beim Eintreffen der Feuerwehr war das Feuer bereits gelöscht.

Gerichts-Zeitung.

Der Schriftsteller Otto Slagau hatte sich heute vor der 88. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts auf die Anklage der öffentlichen Beleidigung des Gerichtsassessors Buchholz zu verantworten. In der Privatklage des jetzigen Angeklagten gegen den Buchdruckereibesitzer Frling stand am 4. April pr. vor der 99. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts Verhandlungstermin an. Als Vorsitzender desselben fungirte der Gerichtsassessor Buchholz. Der vom Privatkläger laudirte Zeuge hatte die inkriminirte Meufierung belundet, welche von keinem der vernommenen zahlreichen übrigen Personen, welche bei dem fraglichen Vorfall ebenfalls zugegen waren, gehört worden ist. Dies veranlaßte den vorstehenden Richter umso mehr zu einem besonders eingehenden Examinatorium dieses Zeugen, als seitens der Gegenpartei von demselben mangelnde Zurechnungsfähigkeit behauptet worden war. Möglicherweise trat der Privatkläger hervor und erklärte: „Ich protestire gegen diese Beleidigung des Zeugen und der Herren Schöffen!“ Auf die Frage des Richters, ob er ihm durch diese Behauptung den Vorwurf der Falschverlegung machen wolle, antwortete der Kläger: „Das ist nicht meine Absicht; aber ich mache von meinem Rechte Gebrauch und protestire gegen die Beeinflussung des Zeugen und der Herren Schöffen!“ Hierdurch fühlte sich der Richter beleidigt, und wurde auf den von ihm gestellten Strafantrag die obige Anklage erhoben. Herr Slagau nahm den Schwur des § 193 des St.-G.-B. für sich in Anspruch, indem er nur sein gutes Recht verfochten habe. So sei vom Schöffengericht der Beklagte freigesprochen, von der Strafkammer aber verurtheilt worden. Der Staatsanwalt erachtete die Absicht zu beleidigen für dargehen und beantragte 400 Mk.; der Gerichtshof nahm aber auf die Aufregung, in welcher sich der Angeklagte befunden habe, Rücksicht und verurtheilte denselben zu 50 Mk. ev. 4 Tagen Haft.

Eine als Zeuge geladene Person, welche das Recht hat, ihr Zeugniß zu verweigern, und von diesem Rechte auch bereits im Vorverfahren Gebrauch gemacht hat, darf sich dennoch nicht der Zeugenpflicht zum Erscheinen in dem aberraumten Termin entziehen. Denn ebenso wie einem derartigen Zeugen vom Gesetz das Recht eingeräumt ist, nach Ablegung seines Zeugnisses noch von dem Rechte des Zurücktritts resp. von seinem Rechte der Eidesverweigerung Gebrauch zu machen, so kann er umgekehrt in der Hauptverhandlung auf sein Recht der Zeugnisoerweigerung verzichten und das verlangte Zeugniß ablegen. Aus diesem Grunde werden die gedachten Personen in der Regel sowohl von der Staatsanwaltschaft als auch von der Verteidigung als Zeugen laudirt und geladen, trotzdem sie bereits im Vorverfahren von ihrem Rechte der Zeugnisoerweigerung Gebrauch gemacht haben. Sie sind daher ebenso wie alle anderen Zeugen gezwungen, der an sie ergangenen Ladung Folge zu leisten, wenn sie nicht der für das Ausbleiben andgedrohten Strafe verfallen wollen. Einen Beleg für die Richtigkeit dieser Behauptung lieferte die heute von der zweiten Strafkammer hiesigen Landgerichts I ausgeprochene Verurteilung des in der Strafsache gegen den Techniker Eberhardt geladenen Onkels desselben, Maurermeister Mund, wegen unentschuldigtem Ausbleibens zu 100 Mk. ev. 10 Tagen Haft und zur Tragung der Prozesskosten. Derselbe war höchst wahrscheinlich in der Meinung nicht erschienen, daß er in Folge seiner im Vorverfahren abgegebenen Erklärung, sein Zeugniß zu verweigern, nicht mehr inkommodirt werden dürfe.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter hielt am Sonnabend, den 3. Januar, in den Grätwil'schen Bierhallen eine Generalversammlung ab. Nachdem der Kassirer den Jahresbericht vorgelesen, wurde demselben vom Vorsitzenden Decharge ertheilt, es erhielt das Wort zu einem Vortrage der Rediger em. Rendziora. Derselbe hatte das Thema: „Die Moral und Sittlichkeit gegenüber der ganzen Menschheit“ gewählt. Der Vortragende ist der Ansicht, daß es eine Moral des Einzelnen nicht gibt, sondern nur durch festes Zusammengehen der Menschen ist es möglich, die Moral zu heben. Der Kampf gegen die Trunksucht beispielsweise erfordert andere Mittel als die gewöhnlichen, man gebe vor allen Dingen den Menschen genügende Nahrung und Kleidung. Weiter bemerkt der Redner, die Statistik weise nach, daß die Mehrzahl der Prostituirten nur durch Nahrungsforgen zur Unfähigkeit getrieben wird. In der Eigenthumsfrage verweist der Referent auf den bekannten Ausspruch: „Das heiligste Recht ist, die Früchte seiner Arbeit zu genießen.“ Zum Schluß bemerkt Redner, die soziale Frage erfordert ein festes und energisches Zusammenhalten aller Arbeiter und schließt seinen Vortrag unter dem lebhaften Beifall der Versammlung. In der Diskussion ergreift das Wort Herr Tischlermeister Miton. Derselbe erklärt sich ganz mit den Ausführungen des Vortragenden einverstanden und auch er macht die Arbeiter zur Vereinigung.

Aus der Provinz Sachsen wird der „B.-Ztg.“ geschrieben: In der zweitgrößten Stadt unserer Provinz, in Halle a. S., haben sich die Arbeitsverhältnisse immer mehr noch

verschlechtert. Die Maschinenfabriken, welche schon vor Neu- jahr zahlreiche Arbeiter entlassen mußten, haben nunmehr auch die Arbeitszeit wesentlich verkürzt, meist auf zwei Drittel des früheren Arbeitstages. In einer der größeren Maschinen- fabriken der Stadt war schon im Dezember die Arbeitszeit um zwei Stunden verringert worden, doch hatte die Verwaltung angekündigt, daß am 2. Januar wieder bei voller Arbeitszeit gearbeitet werden sollte. Dies geschah auch. Die Leute ath- meten ordentlich wieder auf. Auch am 3. Januar fing die Arbeit wieder um 6 Uhr früh an. Im Laufe des Vormittags wurde den Arbeitern mitgeteilt, daß die „Entlastungsadresse“ auf dem Komtoir zum Unterzeichnen ausliege. Da sich nur einige Meister meldeten, so wurde Mittags von Meistern und Beamten die Adresse in den einzelnen Werkstätten kolportirt, doch unterzeichneten sich von einigen hundert Arbeitern nur 15 oder 16. Darob großer Ärger, besonders weil verschiedene Arbeiter erklärten, ihnen sei das „Treiben von Politik“ in der Werkstatt verboten, deshalb brauche dies auch die Verwaltung nicht zu thun. Merkwürdigerweise wurde nun einige Stunden später in der Fabrik angeschlagen, daß vom 5. d. Mts. an die Arbeitszeit nicht, wie vor Weihnachten, um zwei Stunden, sondern um einen Drittelstag verkürzt werde. Wie weit diese Maßregel mit der Unterschriftsverweigerung der Arbeiter zu thun hat, können wir nicht wissen. Das Eine aber ist sonderbar: Die Fabrikverwaltung hatte doch wohl nach genauer Kalkulation die volle Arbeitszeit am 2. Januar wieder eingeführt und so ist es kaum glaubhaft, daß innerhalb eines Tages durch irgend ein — natürlich nicht angegebene — Ereigniß die frühere Kalkulation plötzlich über den Haufen geworfen sein sollte. Die Arbeiter in dem Etablissement des konservativen „Arbeiterfreundlichen“ Herrn Kommerzienraths wenigstens halten den Zusammenhang zwischen der „Ent- lastungsadresse“ und der neuesten Maßregel als feststehend. — Besonders leiden diejenige Fabriken, welche landwirtschaftliche Geräthe herstellen; sicherlich ist daran die Zuckerindustrie- Krisis schuld. So hat eine Fabrik, die derartige Maschinen herstellte, von 198 dort beschäftigten Schmieden nicht weniger als 118 entlassen müssen. —

Vermischtes.

Verbrecherstatistik. Die „Stat. Anz.“ enthält eine ge- naue Personalstatistik der im Jahre 1882/83 in preussische Gefängnisse eingelieferten Verbrecher. Wir entnehmen daraus, daß im genannten Jahre 8693 Personen internirt wurden gegen 9168 im Vorjahre. Das ergibt eine Abnahme von 9,3 pSt., an welche die Männer (7317) mit 9,9, die Weiber (1376) mit 6,3 pSt. partizipiren. Unter den Eingelieferten befanden sich 94,79 pSt. Preußen, 3,82 pSt. andere Deutsche und 1,39 pSt. Ausländer. In der ganzen preussischen Monarchie kamen auf 100 000 Einwohner 30 ein- gelieferte Gefangenene; die einzelnen Provinzen zeigen aber eine außerordentliche Verschiedenheit. Posen hatte auf 100 000 Einwohner 55, Berlin 51, Schlesien 45 und West- preußen 40 Internirte, Hannover dagegen 18, die Rheinprovinz 16, Hohenzollern 15 und Schleswig-Holstein 10. Beachtens- werther Weise hat die größte Abnahme (9 auf 100 000) in Posen und Westpreußen stattgefunden, wogegen Hannover, Hohenzollern und Sleswig-Holstein sogar eine geringe Zunahme (2 bzw. 3 pro 100 000 Einwohner) zeigen. Das Berichts- jahr läßt also die Tendenz erkennen, die Verschiedenheiten zwischen dem Osten und dem Westen auszugleichen. Der Religion nach waren unter den neu eingetretenen Gefangenene 5141 Evangelische, 3417 Katholiken und 130 Juden und 5 Andersgläubige. Auf 100 000 evangelische Einwohner kamen 29 (im Vorjahre 32) neu internirte Gefangenene, auf 100 000 katholische Einwohner 37 (41), auf 100 000

jüdische 36 (29). Die Juden zeigen also eine erheb- liche Verschlechterung. 14,29 pSt. im Vorjahre (15,82 pSt.) waren ohne jede Schulbildung, 88 der Ein- gelieferten waren Beamte im Staats- und Kommunal- dienst, 35 Aerzte, Lehrer, Geistliche, Gelehrte und Schriftsteller, 2875 hatten Land-, Forstwirtschaft und Gärtnerei, 3054 In- dustrie, 431 Handel betrieben; 895 hatten sich durch öffentlichen Verkehr, 853 durch persönliche Dienstleistungen und 132 auf andere Weise ernährt; 202 konnten keinen Beruf angeben, 27 waren Pensionäre und Rentiers und 13 Almoseneempfänger. Unter den Ursachen der Verurtheilung steht obenan Diebstahl und Unterschlagung, wegen deren 66,73 Prozent aller Verbrecher mit Gefängnis-Strafen belegt wurden. Dann folgen Verbrechen gegen die Sittlichkeit mit 7,83 (im Vorjahre 6,83) pSt., Meineid 7,33 (im Vorjahre 6,56) pSt. u. In 60 Fällen war auf lebenslängliches Gefängnis erkannt, in 108 Fällen auf über 10 Jahre, in 643 Fällen auf 5—10 Jahre, in 2800 auf 2 bis 5, in 3366 auf 1—2 und in 1757 auf 1 Jahr oder weniger. 6897 oder 79,90 pSt. der Zugegangenen (im Vor- jahre 78,95) waren schon früher wegen Vergehen oder Ver- brechen bestraft, darunter 2121 sechs- und noch häufiger. Ueber 73 pSt. der Rückfälligen wurden schon in den ersten 2 Jahren nach ihrer Entlassung wieder bestraft.

Ueber Kellerwohnungen schreibt die „Sozialkorrespon- denz“: Ueber die große Schädlichkeit der Kellerwohnungen sind Aerzte und Hygieniker schon längst einig, Behörden und Bau- techniker scheinen jedoch vielfach der Ansicht, daß von dieser Seite die Sache übertrieben, zu viel verlangt werde. Denn sonst könnten nicht fort und fort Neubauten, sogar glänzende, kostspielige, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattete entstehen, deren untersten Räume es in möglichster Weise an Licht und Ventilation gebricht, so daß die Wände jahraus jahrein über- mäßig feucht bleiben müssen, wo zum Ueberfluß noch nicht die mindeste Fürsorge getroffen ist, das Eindringen der Bodengase auf ein erträgliches Maß zu beschränken. Auch neue Bauord- nungen großer und größter deutscher Städte, wie von Magde- burg (1878), Hannover (1880), Hamburg (1882), ebenso die neuesten Entwürfe zu Veränderungen für Berlin und Breslau erlauben wieder den Bau von Kellerwohnungen mit ungenügenden Beschäftigungen. Man hat berechnet, daß in Ham- burg und Breslau an $\frac{1}{20}$ und in Berlin nicht weniger als $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung in ungesunden Kellerwohnungen leben. — Die Besorgniß, die Zahl billiger Wohnungen und die Lust zu Neu- bauten zu vermindern, scheint die deutschen Behörden abzu- halten, strenger einzuschreiten, Erfahrungen in England können jedoch über diesen Punkt beruhigen. Seit 1875 geht man hier rücksichtslos vor gegen diese anerkannte Schädlichkeit und hat keine Ursache, es zu bereuen, sondern von der Entbehrlichkeit der Kellerwohnungen sich überzeugt. Um wohlfeile Quartiere in Großstädten zu schaffen, genügen durchaus hohe, große, den Verkehrsmittelpunkten nahe gelegene Mietshäuser, mit kleinen Kaufstädten im Erdgeschoß. Ueber diesen ist das Hochparterre und darüber erheben sich vier Stockwerke. — Auch in Paris sind seit 1883 die Kellerwohnungen verboten. — Sonnenbe- strahlung macht die Mauern trocken und luftungsfähiger, Hellig- keit befördert außerdem die Reinlichkeit, ist nothwendig für die Beschäftigung mit feineren Schöbjetten, regt das Gemüth an- genehm an und ist bedeutend für den gesammten Lebensprozeß, namentlich des kindlichen Organismus. Der Werth des Lichts für Menschen ist noch gar nicht gehörig gewürdigt, während verhängliche Viebzüchter dies längst beachtet. Ein Vortrag des Kreisphysikus Jacobi-Breslau brachte diese Dinge in der Naturforscher-Versammlung kürzlich wieder einmal zur Sprache, hoffentlich nicht ganz fruchtlos. Von anderer Seite (Wasser- fahr-Strasburg) wurde gerügt, daß unsere Straßen neuerdings zwar breiter werden, aber auf Kosten der Hofräume, welche

immer mehr einschrumpfen und, im Gegensatz zu ebendem, nicht mehr Schuppen, Speicher, Gärten u. dergl. enthalten, sondern abermals hohe Wohnhäuser. So stellt sich leider die Dichtig- keit der Bevölkerung in den neuen Stadttheilen vielfach noch größer als in den alten.

Unterirdischer See im Ranton Schwyz. In der letzten Woche drangen einige junge Männer unter Leitung des Lau- loschführers Alois Hofenthal in der großen Höhle im Riet (Schwyz), „Saulloch“ genannt, einige hundert Meter weiter in die noch unbekannte Tiefe vor und stießen dabei auf einen etwa 20 Meter langen, 6—7 Meter breiten und 4 Meter tiefen See, dem sie den Namen Scylla und Charybdis gaben. Nach etwa siebenstündigem Aufenthalt in der weiten Höhle traten die Männer dem Rückweg an, und erreichten nach dreistündigem angestrengten Marsche den Ausgang der Höhle wieder. Es scheint danach die Höhle ziemlich tief zu sein.

Verhängniß.

Und will man mich jetzt auch lästern,
War ich doch von Freuden besetzt.
Als aus der Schaar meiner Schwestern
Er mich allein nur erwählt.
Als mich seine Lippe berührte
Im heißen, berausenden Kuß,
Da war's, wie wenn leise vibrierte
Durch's Herz mir ein Heimathsgruß.
Wie hab' ich an seinem Munde
Mit heißer, vergebender Gluth,
Ach, nur eine einzige Stunde
In meinem Leben geruht!
Da hab' ich ihm alles gegeben,
Was ich ihm bieten nur konnte,
Mich selbst, meine Seele, mein Leben,
Und er hat es graulich gelohnt!
Er hat mich dann fortgeschleudert,
Mit kaltem verachtendem Blick. —
Das ist des Bizarrenstimmels
Urewiges, böses Geschick!

Gemeinnütziges.

Einiges über Alkohol. Alkohol ist der berausend wirt- sende Bestandtheil im Branntwein, Bier und Wein; er entsteht durch Gährung zuckerhaltiger Flüssigkeiten, ist farblos, gefriert nicht und zieht bezügl. Wasser an, weswegen man ihn vor Lufteinwirkung gut verschlossen aufbewahren muß. Nicht er- sich mit Wassertheilen, so wird z. B. seine Brennkraft sehr ge- schwächt und im ungünstigsten Falle sogar in Frage gestellt. Er mischt sich in Wasser und zwar unter Raumverminderung und Wärmeentwicklung, bildet bei der Oxydation Aldehyd, und dann Essigsäure. Alkohol wird von den meisten Säuren in Aether umgewandelt. Alkohol ist in verschiedenen Graden vorhanden und nennt man ihn bei 92—95 Prozent alkoholi- sirtter Weingeist, bei 85—90 Prozent meist gereinigter Weing- geist, bei 60—70 Prozent gereinigter Weingeist, bei 50 Prozent Weingeist, bei 40—45 Prozent Branntwein. Seine Verwen- dung wird als bekannt vorausgesetzt.

Rattenvertreibung. Wenn ein Gebäude von Ratten be- lästigt ist, so geht man in alle ihre Löcher Steinloblehner, verstopfe aber dieselben nicht dabei, da die Ratten keine neuen Decknungen machen, so lange die alten noch vorhanden sind. Da diese Thiere eine eigentümliche Reinlichkeit für ihre Füße haben, ziehen sie sich vor Ekel zurück, sobald eines derselben von Beth oder Theer besudelt ist. Diejenigen, welche nach diesem Experiment innen zurückgeblieben sind, müssen in kalten gefangen oder sonst getödtet werden, da sie nie über den Theer hinweglaufen.

Theater.

Königliches Opernhaus:

Heute: Violetta.

Königliches Schauspielhaus:

Heute: Christoph Marlow.

Deutsches Theater:

Heute: Die Neuwermählten. Flattersucht.

Wellenbühnen-Theater:

Heute: Der Raub der Sabinerinnen, Schwank in 4 Akten von Franz und Paul Schönhan.

Franz Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater:

Heute: Gasparone.

Central-Theater:

Alte Kalobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.

Heute: Der Walzer-König.

Rehdens-Theater:

Direktion Anton Anno.

Heute: Der Club.

Kathalla-Operetten-Theater:

Heute: Gillette.

Kontienstädtisches Theater:

Heute: Der Millionen-Barbier.

Düand-Theater:

Heute: Im Lande der Freiheit.

W. Iner-Theater:

Heute: Die goldene Spinne.

Bistoria-Theater:

Heute: Sulfurina.

Alhambra-Theater.

Heute: Die Gallophen des Glücks.

Am Montag, den 5. Januar, verschied nach kurzem Krankenlager unser altes, treues Vereinsmitglied, der Stromschwitzer

Friedrich Wössel.

Sein braver Charakter, sein treuer, christlicher Sinn werden ihm bei allen Vereinsmitgliedern ein ehrendes Andenken sichern.

Die Beerdigung findet am Donnerstag, den 8. Januar, Nachmittags 1 Uhr, vom Trauerhause, Große Frankfurterstr. 31 aus nach dem St. Georgen- Kirchhofe vor dem Landsberger Thore statt, und werden die Mitglieder ersucht, sich zahlreich zu be- theiligen.

Der Vorstand
des Arbeiter-Bezirksvereins für den Osten Berlins.

Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Zentral- Kranken- und Begräbnis-Klasse für Frauen

(r. S. Offenbach a. M.)

findet von jetzt ab nur Andreasstr. 20, Hof v. 3 Tr. statt, und zwar Mittags von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, Sonn- tags von 8 bis 3 Uhr.

Außerdem mache ich aufmerksam, daß die Mitgliedsbücher bis zum 4. Januar vom Kassirer B. Schneider, Blumen- straße 29, pt., abgeholt sein müssen.

Im Auftrage: Richter.

Verantwortlicher Redakteur H.

Für Aerzte!

Für mehrere Krankenkassen in einer norddeutschen Landeshauptstadt werden zum 1. März d. J. zwei Aerzte gesucht. Respektanten wollen ihre werthen Adressen bis zum 15. d. Mts. unter A—Z. an die Expedition d. Blattes einsenden.

20

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin

eigener Fabrik

August Gerold

— Berlin SO., Stalitzerstraße 112, —
zwischen der Mantuffel- und Mariannenstraße.

Empfehlen sein reichhaltiges Lager zu den solidesten Preisen bei prompter Bedienung.

Ein- und Verkauf von alten Möbeln, auch wird jede im Tischlerfach vorkommende Arbeit verfertigt und ganze Wirtschaften werden aufpolirt.

19 Eine möbl. Schlaft. Landsberger Allee 146, S. 3 Tr. r.

Soeben erschienen:

Der gesetzl. Maximalarbeitsstag

und seine Bedeutung für die Arbeiter.

Von 1613

Wilhelm Liesländer.

Preis 15 Pfg.

Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44.

Selbstunterricht

in der
einfachen und doppelten kaufmännischen
Buchführung

und Darstellung eines neuen abgekürzten Systems

zur
doppelten Buchmethode.

Von

C. Schmidt, Lehrer d. Handelswissenschaft.

Preis Mk. 1.50.

Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44.

Allen meinen Freunden und Bekannten empfehle mein Weiß- u. Bairisch Bier-Lokal

Berliner Volksblatt liegt aus.

1289 Rothnagel, Rathenowerstr. 85.
Brehkohlens, Marke E. L. 6,50, Jise 7,00, Marke 7,50 u. 1000 Et.
bezgl. 0,65, 0,70, 0,75, 100

stef. frei ins Haus A. Ecken, Rudolfsstr. 28. [1525

Abfälle von Tuch, Kammgarn, Tibet, Double
und Wolle lauft J. Duednow, Wienerstr. 40.

Alle Reparaturen im Schlosserfach werden daselbst angefertigt.

Die Nr. 12 der humoristischen Blätter

„Der wahre Jacob“

ist erschienen und in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben

Teppiche.

zu billigen Preisen.

Wir haben eine große Auswahl Teppiche und ver- kaufen große Sopha-Teppiche für 5 M., Germania-Brüssel-Teppiche in sehr hübschen Farbenstellungen 6,50 und 7,50 Mark. Tapestry, Brüssel, Plüsch-Teppiche 11,50, 14, 16, 18 u. 20 Mark.

Große Salon-Teppiche 18, 20, 25 und 30 Mark. Gatte Tournay, Belvet in allen Größen, das Allerhaltbarste, zu außergewöhnlich billigen Preisen.

Tischdecken.

Manilla-Tischdecken mit Franzen 2, 2,50. Bunte Tischdecken mit Schnur u. Quasten 3, 3,50, 4, Gobel- in-Tischdecken 5, 6, 7 M., Gobelin-Tischdecken mit Schnur und Quasten 7,50, 9, 10, 12 Mark. Rips-Tischdecken 4,50, 6, 7,50, 9 Mark.

Gardinen.

Weißes Zwirn-Gardinen, Meter 45, 50, 60 Pfg., ganz schwere Double-Zwirn-Gardinen, Meter 75 Pfg., Engl. Fall-Zwirn-Gardinen, auf beiden Seiten eingefast, Meter 75, 90 Pfg., 1, 1,25 u. 1,50 M., Manilla-Gar- dinen und Manilla-Portierstoffe mit Bordüren und Franzen, Meter 75, 90 Pfg., 1 Mark.

Läuferstoffe.

Gute Läuferstoffe, Meter 40, 50 u. 60 Pfg., ganz schwere Läuferstoffe, Meter 75 u. 90 Pfg., in ganz breit 1 u. 1 M. 20.

Sielmann & Rosenberg,
Kommandantenstraße, Ecke Linden-
straße.

Di-
bisher
sucht
u. der
Zim-
mer-
franko
bisher
blatt

find
n. l.
ein-
ge-
hen
in die-
se
D
schon
des
der-
selb-
wird
bröckel-
traten
behar-
rende
Mittel
20 000
früher
daß
in
B
Rampf
Theil-
wieder
ten
ab
un-
Ganze

tär-
daß
Theil
hat,
in
sein
fesselt.

mehr.
B
die
D
ste
es
allen
B
Be
la
werden

von
?
schen
von
E
Hun,
Stein-
unge-
ber-
seiner
Bun-
f
weil
e-
fange
merk-
fa
mur-
über
mich
t
er
hat
soll
er
mich
h
das
D
?
Mut-
ter
vor.
sagte:
schlo-
f

immer
vorläu-
Kauff